

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Allerlei Neues zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-293165](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-293165)

Die gewöhnliche Zeitrechnung für 1844.

Im gregorianischen Kalender.

Die goldene Zahl 2. Die Epacten XI. Sonnenzirkel 5. Der Römer Zinszahl 2. Der Sonntags-Buchstabe G F. Septuages. 4. Februar. Aschermittwoch 21. Febr. Dsterjonntag 7. April.

Auffahrtstag 16. Mai. Pfingstfest 26. Mai. Trinitatis-Sonntag 2. Juni. Fronleichnamstag 6. Juni. Erster Advents-Sonntag 1. Dezbr. Zahl der Sonntage nach Trinitatis: 25. Die Quatember: 28. Febr., 29. Mai, 18. Sept. u. 18. Dez. Von Weihnachten 1843 bis Hrn. Fastnacht 1844 sind 7 Wochen 6 Tag.

Allerlei Neues zu Spaß und Ernst.

Die beiden Freunde.

(Mit einer Abbildung.)

Schon vor langer Zeit, es thut Keinem ein Zahn mehr weh, der dabei war, trafen zwei Handwerksbursche zusammen auf der Wanderschaft, und es war ein Schmied und ein Schneider.

Sie reiseten eine Weile mit einander von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, meist zu Fuß; manchmal auch auf einem Wagen, wenn sie ein gefälliger Bauersmann aufsitzen ließ, und sich dafür erzählen ließ von ihrer Heimath und von ihren Wanderungen, und manchmal saßen sie auch als blinde Passagiere hinten auf die Chaisen, bis es der Kutscher merkte, und sie herunterzwickte mit der Geißel.

So kamen sie durch ein gutes Stück Teutschland bis nach Polen hinein. Beide waren rechtschaffene, ehrliche Bursche, und schloßen sie unter Weges Freundschaft mit einander und machten Bruderschaft, und diese Bruderschaft war fester als manche, die das Blut begründet hat.

Als sie tief aber in Polen drinnen waren, wo man mit der teutschen Sprache nicht mehr durchkommt, und mit Mühe sich durchbrachten mit den paar polnischen Worten, welche sie unterwegs aufgelernt hatten, da ereignete es sich, daß der Schmied krank ward, und nicht mehr fortkommen konnte, und liegen bleiben mußte in einer schlechten Herberge unter den fremden Leuten.

Ein Krankenlager ist ein Proberstein für die Kameradschaft. Mancher hat in gesunden Tagen manchen guten Freund, der ihn gerne besucht und sich mit ihm unterhält, und auch mit ihm isst und trinkt, so oft es verlangt wird, und den Freund nichts kostet, wenn er aber krank darnieder liegt, so will der gute Freund ihn nicht stören, und läßt ihn liegen. Der gute Schmiedegeselle hätte vielleicht manchen Kameraden gefunden auf der Wanderschaft, der lu-

sig mit ihm hinein marschiert wäre nach Polen, aber nicht Viele, die bei ihm ausgeharrt hätten, am Krankenlager, unter fremden Leuten, ohne Geld.

Der Schneider jedoch, war ein ächter Freund, und kein unzuverlässiger und harrete bei dem kranken Landsmann aus, und pflegte sein, und tröstete ihn unter den fremden Leuten, in der Sprache des Vaterlandes; obwohl er ihr damit nicht heilen konnte; nein, das Leiden des armen Gesellen ward immer größer, und seine Baarschaft ward immer geringer, also daß er genöthigt war, seine meisten Kleidungsstücke zu verkaufen, sammt dem Felleisen, darinnen er sie trug.

Aber die paar Bazen, die er daraus erlöset, waren früher verzehrt, ehe die Gesundheit sich wieder einstellte, deswegen verkaufte auch der Schneider ein Stück von seinen Sachen, um das Andere, und verwendete den Erlös für seinen kranken Kameraden.

Solche Liebe und Treue rührte das Herz des Kranken gewaltig, und es bekümmerte ihn, daß er nicht im Stande seye, seinem Freunde die Sachen zu ersetzen, die er für ihn hingab; also daß er bisweilen darüber weinete, aber der Schneidergeselle tröstete ihn, und meinte, er thue ja nichts anderes als seine Pflicht.

Wie klein und niedrig stehen Viele, die ihre Pflichten gegen ihren nächsten Angehörigen, nur lau und halb, oder wohl gar nicht erfüllen, und nur an ihr Behagen und Vergnügen denken, neben dem armen Handwerksgefallen da, der sich entblößt um des kranken Freundes willen, und mancher greift vielleicht in sein Herz, und findet sich getroffen, wenn er dies liest. Und wie Mancher, dem es vielleicht schwer und sauer wird, für Viele zu sorgen, die ihm der liebe Gott anvertraut hat, trägt vielleicht seine Last mit leichterem Herzen, wenn er des rechtschaffenen

Gesellen denkt, der seine Habe hingibt, nur damit sein kranker Freund nicht darbe.

Endlich erholte sich der Schmied von seiner Krankheit, und die beiden Freunde zogen fürbaß mit vergnügten Herzen; sie wanderten leichter, als jemals, denn ihre Habe war zusammengesmolzen, bis auf das Allernothwendigste, was sie auf dem Leibe trugen. Also kamen sie nach Warschau, der Hauptstadt von Polen.

Der rüstige Schmiedegessele, dessen jugendliche Kraft zurückgekehrt war, fand leicht Arbeit in der großen Stadt, den armen Schneider aber wollte kein Meister, weil er so zerlumpt aussah, und Niemand konnte in sein rechtschaffenes Herz sehen, durch den schlechten Kittel, der es bedeckte. Also entschloß er sich, Warschau zu verlassen und das polnische Land, und sein Glück wiederum zu suchen, im teutschen Vaterlande.

Damit machte er sich auf den Weg, und der Schmied gab ihm das Geleite, bis eine Stunde vor die Stadt, und waren beide niedergeschlagen und traurig, weil sie sich trennen mußten, wohl für das ganze Leben. Eine Stunde vor der Stadt nahmen sie Abschied, als zween Brüder, und fielen sich um den Hals, und weinten heftig, denn sie dachten nicht, sich je einmal wieder zu sehen, auf dieser Welt. Der geneigte Leser weiß aber jetzt schon, daß sie sich dennoch wieder sehen, und wird fogar Zeuge ihres Wiedersehens in der Abbildung neben an.

Der ehrliche und rechtschaffene Schneidergesele ging frischen Muthes in die Welt hinein, und hoffte dem Glück irgendwo zu begegnen, wenn nicht hier, doch dort; und irgendwo eine Stätte zu finden, wo er sich einnisten könnte und sein reichliches Brod verdienen, mit seiner Handarbeit.

So kam er nach Böhmen, und von Böhmen über das Erzgebirge in den obersächsischen Kreis nach Sachsen und Thüringen, von da nach Hessen, aus dem Hessischen über den Rhein nach Lothringen, und meinte sein Glück wohne in Frankreich. Aber auch in Frankreich suchte er's vergeblich, obgleich er sich zehn Jahre Zeit dazu nahm, und in mancher Stadt sich umsah und manchem Flecken.

Aber als zehn Jahre vergangen waren, und er sah, daß auch in Frankreich sein Glück nicht blüht, da kehrte er nach Teutschland zurück und wollte wieder einmal nach Haus. Sein Weg führte ihn über Frankfurt am Main.

In Frankfurt waren damals kaiserliche Werber, da dachte der arme Handwerksbursche, viel-

leicht ist dein Glück bei den kaiserlichen Fahnen, also ließ er sich anwerben und kam als Rekrut nach Wien.

Alein die Zeit seiner frischen Jugend lag hinter ihm, und sein schwächlicher Körper eignete ihn nicht zum Soldaten, und so kam es, daß er mehr krank als gesund war, und mehr im Hospitale, als im Dienste.

Er erhielt daher seinen Abschied vor der Zeit, und hatte jetzt wieder für sich zu sohen.

Arm und blos reiste er nach Sachsen, wo er wieder Arbeit suchte, und war oft gezwungen das Mitleiden guter Menschen anzusprechen, denn in seinem elenden Aufzuge wollte ihn kein Meister aufnehmen, und viele glaubten er seye ein Strolch, oder nichts viel besseres.

In Sachsen aber kam er eines Abends, und es war schon dunkel, in ein Dorf, und war hungrig und müde, und abermals genöthigt, gute Menschen um einen Zehrpennig anzusprechen, vor eine Schmiedwerkstätte, und dachte nicht, daß er dem Freunde seiner Jugend so nahe ist, und ihm nun Gelegenheit geben kann, seine Aufopferungen zu vergelten, wenn es ihm noch Ernst ist.

Es ist ihm aber noch Ernst. Denn als der Schneidergesele in die Werkstätte trat, wo der Schmied mit seinen vier Gesellen tapfer darauf hämmerte, und um einen Zehrpennig bat, da stuzte der Schmied, und es war ihm, als kenne er die Stimme des Bittenden. Also nahm er die Lampe, die in der Werkstatt hing, in die Hand, und zündete dem Bettelmann in's Gesicht, ob er es auch seye, oder nicht? Und er war's! Und: Bist du's rief einer und der andere, und siehe, es waren die alten Freunde, und hatten nichts mehr von einander gehört, seit ihrer Trennung, eine Stunde von Warschau, obwohl sie sich oft erkundigt hatten, Einer nach dem Andern.

Sowas muß man selber mit ansehen, deswegen hat's der Hausfreund nebenbei abgebildet.

Hatte der Schmied die Wohlthaten seines Freundes vor vielen Jahren mit gerührtem Herzen empfangen, so trug er auch jetzt den Dank dafür frisch und warm in sich, und schämte sich nicht des lumpigten Bettelmannes, wie es der Wohlstand bisweilen thut, gegenüber der Armut, nem er freute sich, daß Gelegenheit geworden seye, heimzuzahlen und zu vergelten.

Der Schmied ist nämlich jetzt ein wohlhabender, angesehenener Mann, und hat eine junge brave Wittfrau geheirathet, und hat ein gutes Geschäft und ist fleißig Jahr aus Jahr ein, und sitzt im Ortsgericht und Kirchengemeinderath.



n,
ut
ag
g
s,
hr
it,
oo
n:
es
te
bs
s.
nd
ar
it,
e
te
fo
n,
m
ia
ed
e,
er
ie
e,
nd
s
:
e,
s
g,
ft
s
t.
s
ra
as
ch
er
es
e
a
je
s
l,
h.

Den Freund zog er alsbald hinein in seine Stube, und rief seiner Frau, damit sie sich auch freue und ihn bewillkomme, wie einen alten guten Bekannten, denn er hatte ihr oft erzählt, wie er so hüßlos da lag in einer schmutzigen, polnischen Kneipe krank und arm, und wie er seine Gencung nebst Gott dem Herrn, Niemanden anders verdankte, als seinem Freunde, der ihn pflegete und tröstete, und sich entblösete um seinetwillen.

Die Frau, welche mit ächter Liebe und Treue an ihrem Ehemanne hieng, und obwohl es ihr zweiter Mann war; ihm nie den ersten vorzuzurufen, empfing den verklumpten Gesellen, wie den Wohlthäter und Retter ihres Mannes und fragte nicht lange, ob er durch eigene Schuld ein Lump geworden seye, oder durch unverschuldete Umstände.

Und beide sprangen herbei und holten frisches Weißzeug und Kleidungsstücke, und der Schneider mochte sich dagegen wehren und aus Bescheidenheit entschuldigen wie er wollte, der Schmied hob ihm das Maul zu, und er mußte sich anlegen, daß er wieder ausfah, wie ein reputirlicher Mann.

Und nun ließ der Schmied auftragen, was die Küche eines wohlhabenden Dorfbewohners vermag und setzte sich mit seinem Freunde zu Tische und ließ seine Hausgenossen hereinkommen und erzählte ihnen, was der Schneider an ihm gethan, und war außer sich über die Freude, des Wiedersehens und die Gelegenheit seinem Freunde zu vergelten.

Den Sonntag darauf aber gab er seinen Freunden und Gewattern ein Essen, auf das auch sie seinen Freund kennen lernten, und seiner Ankunft sich freuten, und erzählte ihnen, was der geneigte Leser schon lange weiß, und der Schneider mußte nun auch seine Schicksale erzählen, und alle hatten Mitleid mit ihm und gewannen ihn so lieb, daß sie ihn nöthigten sich im Dorfe niederzulassen, damit sie auch einen Schneider hätten, der in Paris gewesen war.

Item: Der Schmied ließ es nicht beim Zuspriechen, sondern that das Seinige, daß sein Freund im Orte aufgenommen werden konnte, und das Glück, das die treue Seele vergeblich in Frankreich gesucht hatte, und unter des Kaisers Fahnen, ließ sich in einem sächsischen Dorfe finden. Er fand gutes Auskommen, eine brave Frau u. ward ebenfalls ein wohlhabender Mann.

Merke: So einfach diese Erzählung ist, es kann dennoch mancher verständige Leser ein Körnlein Gold darinnen finden.

Der Kampf mit dem Tiger.

(Mit einer Abbildung.)

Die Insel Java im indischen Meere ist nicht die schlechteste Besitzung, welche die Europäer in fremden Welttheilen haben, und hat innerhalb ihrer vier und zwanzig hundert Quadratmeilen gar manches immergrüne Reisfeld, und gar manche schöne Zuckerpflanzung, und gar manche Kaffeebaumanlage, des Tabaks u. des Indigos gar nicht zu gedenken, welchen die Holländer aus der Insel ziehen. Die Insel gehört nämlich dem Königreiche der Niederlande und ist eine kostbare Kolonie, die jedes Jahr mehr abwirft und wäre geeignet ganz Europa zu versorgen mit verschiedenen Dingen, die bei uns nicht wachsen wollen, mit Zucker und Kaffee, mit Reis und Pfeffer.

Aber neben dem Reichthume, den eine südlische Sonne hervorrust an kostbaren Pflanzen und Gewächsen, bringt die Insel auch manches Unbequeme und Schädliche hervor, Fliegen- und Wärmeschwärme, die den Menschen quälen, Ameisen, die alles durchfressen und verwüsten, giftige Scorpionen und Schlangen, gefräßige Krokodile und insbesondere grimmige und blutgierige Tiger.

Der Tiger aber gehört zum Geschlechte der Katzen. Er hat dasselbe Gebiß, wie eine Katze, und dabei ihre ganze Gestalt. Nur ist er um ein gutes größer. Ein reifschaffener Tiger erreicht die Größe eines mäßigen Kindes. Sein Fell ist gelblich braun, vom Rücken aus ist es schwarz gestreift. er ist grausam und blutgierig und wohnt in dichten Wäldern. Er fällt beides, Menschen und Vieh an.

In Java giebt es viele Tiger; es ist dies auch kein Wunder, denn eine Tigerin wirft jedes Frühjahr ihre drei bis vier Jungen. Den Europäern, die in Java wohnen, sind sie weniger gefährlich, als den Eingebornen, denn die Europäer wohnen in Städten beisammen, oder in der Nähe der Städte auf dem Lande; in eine solche Nähe kommt aber der Tiger, der die Wildniß liebt und vor bewohnten Gegenden eine Scheu hat, nicht leicht. Ja die Javaner behaupten sogar, der Tiger habe vor den weißen Menschen eine Art von Respekt und falle seinen Weissen an, wenn er Gelegenheit habe zu einem Javaner! Ja der Aberglaube, der auch in Java zu Hause ist, wie in manchem Lande, sagt die Eccien der Europäer giengen nach dem Tode des Menschen in den Leib eines Tigers über, deswegen verschone der Tiger die



iff
ro
hat
na
ld,
nd
es
ol
ört
nd
hr
er
ns
ee,

ide
gen
es
en
en,
ige
fo
ige

der
ge,
m
er
ein
es
rig
er

ies
je
den
we
nn
en,
de;
Der
en
wa
den
alle
zu
uch
de,
ach
Zi
die

weißen Menschen und fresse lieber andre. Es ist kein Compliment für die Europäer. So viel ist übrigens gewiß, daß jedes Jahr gegen dreihundert Javaner von Tigern gefressen werden. Wer immer einen einsamen Waldweg zu passiren hat, kann sich auf einen solchen Ueberfall gefaßt machen. Der Tiger thut einen Satz aus dem Gebüsch und trägt seine Beute mit Leichtigkeit im Rachen fort. Selbst ein Ochse ist ihm nicht zu schwer. Da heißt es aufpassen.

Die niederländische Regierung hat deswegen die Ausrottung dieser gefährlichen Thiere beschlossen, und einen namhaften Preis auf die Erlegung jedes einzelnen Tigers gesetzt, zehn hispanische Thaler, und dies veranlaßt, daß mancher erlegt wird.

Item: es hat bisher nicht überall viel geholfen, denn manche Javaner haben eine abergläubische Ehrfurcht vor dem Tiger. Ja, es wäre fast nicht zu glauben, wenn es der Hausfreund nicht selbst in allem Ernste erzählte, viele Javaner äßen und hegen oft den Tiger absichtlich, weil sie ihn für ein geheimnißvolles Wesen halten, und dieser Wahnglaube herrscht oft in ganzen Ortschaften.

Wenn nämlich ein Tiger sich in der Nachbarschaft eines javanischen Dorfes, einer Dessa, wie man dorten nennt, niederläßt, so geschieht es bisweilen, daß die Einwohner, die diesen Aberglauben haben, statt den bösen Nachbarn zu verfolgen und zu vertilgen, sich vereinigen, und demselben jeden Tag an einem bestimmten Orte vor dem Dorfe, wo das Thier hinzukommen pflegt, sein Futter hinlegen. Sie meinen nämlich, der Tiger verschone alsdann die Leute aus dem Dorfe, wenn sie ihm täglich einen Kosttag geben.

Wenn dagegen die niederländischen Behörden erfahren, daß sich solch ein Kostgänger irgendwo eingenistet hat, so wird eine große Jagd auf ihn veranstaltet, und die javanischen Jäger und Treiber zeigen alsdann, daß sie nicht Alle mit zu großer Ehrfurcht vor dem Tiger behaftet sind. Manchmal wird der Tiger auch in Gruben gefangen, in Verlöchern, und dann wird der Tiger, der sich darin gefangen hat, entweder mit zugespitzten Stangen getödtet oder in Schlingen genommen und in ein hölzernes Käfig gethan, wo er zu einem Kampfe mit einem Büffel aufbewahrt wird. Meistens gewinnt der Büffel bei diesem Kampfe, und stößt entweder mit seinen spitzen Hörnern den Tiger durch und durch, oder er drückt ihn an die

Wand und verquetscht ihn. Wenn aber der Tiger doch obsiegt, wird er zum Danke von den Javanern getödtet.

Dann umgibt ein großer Kreis von Menschen ganz ohne Furcht den siegreichen Tiger und heßt ihn bis er einen Sprung thut, um durch die Menschen durchzubrechen. Diese aber sind mit Speisen bewaffnet. Wie nun der Tiger einen Satz thut, so stürzt er in einen Speiß, der ihm vorgehalten wird, und verendet daran. Item: es gehört Geschicklichkeit dazu, ein zur Rauferei gereiztes Thier auf diese Weise mit dem Speiße aufzufangen. Die Javaner sind aber so geschickt.

Das ist der Tiger. Und alles was bisher gesagt ist, war nur die Vorrede zu dem, was jetzt erzählt werden soll, nämlich zu der Erzählung vom Kampfe eines Menschen mit einem Tiger.

Ein Javaner war wegen irgend eines Verbrechens von seinem Fürsten zum Kampfe mit einem Tiger verurtheilt worden.

Es giebt nämlich noch einzelne eingeborne Fürsten in Java, die aber unter der Botmäßigkeit der niederländischen Krone stehen.

Zum Kampfe mit einem Tiger verurtheilt werden, ist nicht viel weniger, als wenn einem der Kopf hinweggeschlagen wird, ja es ist noch viel gräßlicher, der Wuth eines wilden Thieres ausgesetzt zu seyn, und es ist dies nicht etwa eine Strafe, die dem Fürsten etwa im Zorne eingefallen ist, nein sie gründet sich auf ein altes, grausames Herkommen in Java.

Der Missethäter, der zu solchem Kampfe verurtheilt wird, muß mit einem kräftigen Tiger kämpfen, und das Thier wird noch obendrein noch vorher durch Hunger und allerlei Neckereien zum Zorne gereizt. Der Mensch kriegt aber nichts zu seiner Vertheidigung gegen die scharfen Zähne und die gewaltigen Krallen des Thieres in die Hand, als seinen Kris.

Der Kris ist eine Art Knicker oder Dolch. An diesem Messer wird noch obendrein die Spitze abgebrochen, damit ja die Kräfte des Menschen und des Thieres recht ungleich seyen.

Mit solcher Waffe mußte der verurtheilte Javaner auf den Kampfplatz treten, und der Kampfplatz war ein enger, von hohen Pfählen umgebener Raum.

Vorher aber nahm er das Tuch, das die Völker jener Gegenden um den Kopf gewunden tragen, herunter und wickelte dasselbe um seinen linken Arm und seine linke Faust.

Also betrat er baarhäuptig, das abgestumpfte

Messer in der rechten, und die Linke Hand und den Arm eingewickelt in sein Tuch, ruhig und kaltblütig den Kampfplatz, allwo der Tiger sich schon befand, und schauete fest und sicher dem Thiere in die glühenden, bligenden Augen.

Als bald that der wüthende und hungernde Tiger einen gewaltigen Satz gegen den Javaner, aber dieser stieß ihm in demselben Augenblick seine unwundene linke Faust in den weit offenen Rachen und schlug ihm mit der Schneide seines Messers den Bauch auf, bis durchs Herz durch. Solches war das Werk eines Augenblickes.

Nach einer Minute lag der Tiger todt auf dem Kampfplatze. So etwas glaubt man viel lieber, wenn mans selber mit ansieht, deswegen hat der Hausfreund für eine feine Abbildung Sorge getragen.

Der javanische Fürst aber, der auch die Kühne That ansah, bekam solche Achtung vor dem Muthe des Verurtheilten, daß er ihm nicht nur sein Vergehen völlig verzieh, sondern ihn auch durch eine Standeserhöhung, in der Weise seines Landes belohnte.

Von den Chinesen.

Der geneigte Leser hat in neuerer Zeit manches in den Zeitungen von den Chinesen gelesen, und wie sie mit den Engländern Händel angefangen haben, und haben das Maul vollgenommen und gedroht, alle in die Pfanne zu hauen, und wie die Engländer ernst gemacht haben, und haben sie angegriffen zur See, und haben die Chinesen geklopft und ihnen ganze Festungen hinweggenommen, alles das hat der geneigte Leser gelesen oder gehört, und weiß vielleicht doch nicht genau, wer die Chinesen sind, und was sie sind, nämlich eines der merkwürdigsten Völker von Gottes Erdboden.

Das will viel heißen, denn der liebe Gott hat verschiedene Menschengeschlechter mit verschiedenen Gaben ausgestattet, also daß es der merkwürdigen Völker gar viele gibt — aber der Hausfreund weiß, was er sagt, und der Leser stimmt mit dem Hausfreunde überein, wenn er hört, daß die Chinesen das Papier sammt dem Bücherdruck schon längst erfunden hatten, als seine Voreltern noch in Thiersellen in den Wäldern herumschweiften, und noch lange kein Wäter unser beten konnten, und kein Ave Maria.

Was ist aber China? China ist ein großes Reichthum, dessen Herr u. Regent sich sogar den Herrn des Weltalls nennt. Wo liegt China? Die meisten Schulkinder wissen das jetzt, und danken solches Wissen ihren fleißigen und geschickten Lehrern. Manches ordentliche Schulkind, das den neuen Kalender in die Hand nimmt, an einem Sonntag Nachmittage und darinnen herumblättert, hat jetzt schon gesagt, für sich und im Stillen: In Asien. Ja, in Asien liegt China, von woher das ganze Menschengeschlecht und wo unser Herr und Heiland gewandelt ist.

Asien ist aber ein unermesslich großes Land, viel größer als Europa, auch größer als Afrika, ja auch noch größer als Amerika, und hat mehr Volkes in sich, als alle drei mit einander.

Im Norden dieses Erdtheiles liegt das große und kalte Land Sibirien und gehört den Russen, und diese sagen, es nicht alles, was wir von Asien haben wollen, und wartet nur noch eine Weile zu!

Südlich von diesem Sibirien, im östlichen Theile von Asien liegt das chinesische Reich und der Theil desselben, welcher gegen Sonnenaufgang liegt, wird von dem Meere begrenzt.

So liegt das chinesische Reich. Dieses ist aber mehr als das eigentliche China. Warum? Weil die Mongolen, ein Volk, das gerade in der Mitte von Asien wohnt, einmal China erobert haben, mit dem Schwerte in der Hand; und nun das alte und neue Land zusammengeslagen worden ist.

Die Eroberer haben nämlich, Sitten, Sprache, Bräuche, Kleidung, Lebensweise, kurzum alles von den besiegten Chinesen angenommen, und sind somit selbst zu Chinesen geworden.

Das eigentliche China, welches dem ganzen Reiche den Namen gibt, bildet den südöstlichen Theil dieses Reiches und gränzt gegen Sonnenaufgang an das Meer, an das gelbe und an das chinesische Meer, nämlich, und die Engländer haben in der neuesten Zeit dieses Meer gut kennen gelernt und ihre alte Herrschaft darauf behauptet.

Nur von dem eigentlichen China soll hier die Rede seyn, und der geneigte Leser wird mit dieser Beschreibung zufrieden seyn. Es bleibt immer noch ein schönes Stück Land, und ein anständiges großes Volk übrig, ein Volk, welches so zahlreich ist, daß jährlich an die Hunderttausende, von Menschen auswandern müssen, um ihre Nahrung zu suchen, und in den

benachbarten Ländern und Inseln Handel und Gewerbe treiben, und dennoch noch immer so viele Menschen in der Heimath übrig sind, daß manche nicht einmal auf dem festen Boden wohnen, sondern auf den Flüssen, wovon unten ein Mehreres zu berichten ist.

Es hat aber dennoch viel Mühe gekostet, bis man genaue Kenntniß von China bekommen hat, denn die Chinesen haben ihre Naupen und halten sich für die erste und fürnehmste Nation der Erde, und meinen, sie wohnen im Mittelpunkt des Weltalls, und seyen die Herren desselben, und alle andern Menschenkinder seyen pures Lumpengesinde. Auch wollen sie weiters keinen Verkehr mit andern Ländern, denn sie halten sich für das geschickteste und geschickteste Volk aller Völker dieser Erde, also daß sie nicht glauben, nöthig zu haben, mit Ausländern zu verkehren.

Ins Land hinein lassen sie gar keinen Fremden, und deswegen hat man nur unvollkommene Kenntnisse von dem Innern von China, indem nur einige fremde Gesandte eingelassen wurden, jedoch mit großer Aengstlichkeit. Auch haben sich einmal die Jesuiten hinein gemacht, und haben sich so klug und verständig in Sitten und Gebräuche des Landes gefunden, und haben schon einen großen Theil des Volkes für das Christenthum gewonnen, sind aber auf einmal von der chinesischen Regierung aufs Bitterste verfolgt worden, und haben das Land meiden müssen, und seitdem ist die Verbreitung christlicher Religionslehren in China streng verboten.

So kommt es, daß ein mißbegieriger Reisender es unterlassen muß, nach China zu gehen; und die Engländer haben erst in neuester Zeit gefunden, wie man dahin kommen kann, ohne Paß oder Creditbrief, nämlich, mit dem Schwerte und mit dem Bajonette.

Hier und da hat doch ein mißbegieriger Reisender es nicht über sich bringen können, den Versuch zu wagen, das verbotene Land zu betreten; so hat einmal ein Schottländer, welcher irgendwo anders das Chinesische ganz prächtig gelernt hatte, es probirt, sich ein wenig im Lande umzusehen. Er ließ sich nämlich chinesische Kleider machen, zog sie an, ahmte die chinesische Art und Weise nach, und kam glücklich so ziemlich weit über die Gränze in das Land hinein. Allein man merkte bald, daß er nur ein verkappter Chineser seye, und sich eingeschmuggelt habe. Also wurde er festgenommen, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre

er umgebracht worden, ohne Weiteres, denn die chinesische Fremdenpolizei ruht auf ganz einfachen Grundsätzen und versteht keinen Spas. Dessen ohnerachtet sah man durch die Fingern und ließ ihn per Schub über die Gränze bringen, und bat ihn nicht wieder zu kommen, wenn ihm das Leben nicht etwa verleidet seye.

Wie streng die Chinesen darauf sehen, als sein Herren in ihrem Hause zu seyn, und alles was fremd ist, abzuhalten, das kann der geneigte Leser daraus entnehmen, daß sie den Europäern, welche zur See kommen, nur einen einzigen Seehafen zum Einlaufen gestatten, und ihnen nur eine einzige Stadt zu besuchen erlauben, nämlich die Stadt Canton.

Diese Stadt, welche auf chinesisches aber anders heißt, nämlich *Guang-tschou-fu*, und welche am südlichsten Theile des Reiches liegt, ist eine merkwürdige Stadt und hat so an die 250,000 Einwohner. Die Stadt selbst ist ein großes Viereck mit starken Mauern. Kein Fremder darf die Stadt selbst betreten. Man weiß aber dennoch, daß sie lauter lange und gerade Gassen hat, alle mit Quatersteinen gepflastert, und alle außerordentlich sauber gehalten. Alle Häuser sind von Backstein. Alle haben nur ein Stockwerk. Alle haben die Fenster hinten hinaus in den Hof; auf die Straße sieht kein Fenster.

Den ganzen Tag wimmelt es in diesen Straßen von Leuten. Namentlich sieht man da sehr viele Lastträger, Wagen, oder Karren Pferde sieht man nicht. Alles wird durch Leute weiter geschafft, wer zu faul zum gehen ist, oder zu reich, der läßt sich auf einem Stuhle herum tragen.

Sechs Stunden von Canton ist die Insel *Whampoa* gelegen. Dort müssen die europäischen Schiffe abladen. Man sieht manchmal fünftausend fremde Schiffe bei *Whampoa*, aus allen Gegenden von Europa und von Amerika.

Diese Schiffe sezen nicht sowohl Waaren ab, als sie aufladen. Der Chineser, welcher seine meisten Bedürfnisse selbst verfertigt, will nichts von den Europäern kaufen. Die Chinesen sind sehr gewerbsam, und zu dem ist ihr Land fruchtbar und gut gebaut und trägt, was sie zur Nahrung und Nothdurft brauchen.

Die fremden Seefahrer bringen ihnen so nach fast nichts als Geld, höchstens ein wenig Opium, welches die Chinesen gar gerne rauchen, um sich zu berauschen — obgleich es fürchterlich angreift. Deswegen hat auch die chinesische Regierung alle Einfuhr von Opium auf

das strengste verboten — was der Hausfreund eben nicht tadeln will, und deswegen ist auch der Streit mit Engelland ausgebrochen, und nach dem Streite der Krieg.

Das viele Geld, welches nun aber die Fremden europäischen und amerikanischen Kauffahrer nach China bringen, lockt eine Menge handeltreibender Chinesen nach Canton, so daß dort eine Unzahl Waaren immer aufgehäuft ist.

Es gehören besonders dahin: Thee, Porzellan, Baumwollenzeuge, Seidenstoffe, Gold, Perlmutter und Zucker.

Da die Fremden nicht in die eigentliche Stadt Canton dürfen, so müssen sie sich in den Vorstädten aufhalten. Diese Vorstädte sind sehr groß und machen schon an und für sich eine Stadt aus. Es wohnt immer eine große Anzahl Engländer, Franzosen und Amerikaner dasselbst, und einige haben beträchtliche Seidenfabriken dasselbst.

Durch diese Stadt Canton hat man, so viel es gieng, das chinesische Leben, Weben und Treiben kennen lernen. Sonst giebt es keine Seestadt wo dem Europäer der Zutritt erlaubt wäre.

Auch gegen die Landseite hin, haben die Chinesen sich abgesondert; ja der geneigte Leser glaubt es vielleicht nicht, aber der Hausfreund kann es ihm bezeugen, die Chinesen haben das eigentliche Land China schon zweihundert und fünfzig Jahre vor der gnadenreichen Geburt unseres Heilandes ihrer Landgränze, gegen die Mongesen und Tungusen mit einer Mauer verwahrt, damit die feindlichen und rohen Völker in der Nachbarschaft keine Einfälle sollten in ihr Land machen können.

Diese Mauer ist eines der merkwürdigsten Bauwerke, und sieht noch. Dieselbe ist 500 Stunden lang, sage fünfhundert Stunden, und meistens 40 Fuß hoch, auch ist sie so breit, daß sechs Reiter ganz bequem auf derselben neben einander reiten können. Sie geht über Berge und Thäler. Alle hundert Schritt ist ein Wachturm auf dieser Mauer. Aber die Tartaren sind dennoch in jener Zeit als bei uns der Schwedenkrieg wüthete, über die Mauer gestiegen und haben das Land erobert.

Wenn nun auch unter diesen Umständen, nicht sehr viel von dem Lande China in Europa bekannt seyn kann, so kennt man das Volk wegen seinen Auswanderungen genau, denn, wie bereits oben gesagt ist, und es ist oben auch nichts gelogen, kein einziges Wort, so wandern die Chinesen überall hinaus in das

benachbarte Gebiet europäischer Mächte und legen ihre Sitten und Landesart nirgends ab, darzu sind sie viel zu stolz, aber Gewerbe und Handel lieben sie, und verdienen sich ein schönes Geld, welches sie jedoch nicht verpußen, sondern sorgfältig zusammensparen.

So sind auf der Insel Java, welche den Holländern gehört, allein 96000 Chinesen mit ihren Abkömmlingen, reiner und gemischter Abstammung, und treiben allerlei Gewerbe, und machen sich bei ihrer Thätigkeit und Kunstfertigkeit und Sparsamkeit ein schönes Stück Geld jährlich.

Was sind aber die Chinesen für eine Menschenart, denn der geneigte Leser weiß es, daß es verschiedene Menschenrassen giebt? Antwort: Sie gehören nicht zu derselben Menschenart, zu welcher die meisten Völker von Europa und ein großer Theil der Völker des westlichen Asiens gehören, sondern vielmehr zu einer andern. Sie gehören zu der Menschenrasse, zu welcher die Völker des mittlern Asiens gehören, zu der mongolischen Menschenrasse; diese Menschenrasse zeichnet sich aus durch ihre wäizengelbe Hautfarbe, durch eingeschligte Augenlieder, durch ein plattes Gesicht und durch stark hervortretende Backenknochen.

Obwohl nun nicht gerade ein Chinese aussieht, wie der Andere, also daß man sie nicht etwa sollte von einander unterscheiden können, so haben doch alle dieses Merkzeichen mit einander gemein. Freilich mit sehr merklichen Unterschieden. Zum Exempel, die Frauen und Töchter der reichen und vornehmen Chinesen, welche den ganzen Tag in der Stube sind und fast nie an die frische Luft kommen, haben eine feinere, hellere und weißere Haut, als diejenigen chinesischen Weiber, die den ganzen Tag auf dem Felde arbeiten müssen.

Es ist bei uns auch nicht anders.

Ein Chinese würde nach der obigen Beschreibung einer geneigten Leserin des rheinländischen Hausfreundes nicht besonders gefallen. Besonders dann nicht, wenn sie hört, daß die Chinesen meist vornen dicke Nasen, mit weiten Nasenlöchern haben, und wurstige aufgeschwollene Lippen, ferner große Ohren und etwas schief stehende Augen.

Der Chinese hat in der Regel keinen starken Bart und läßt nur über die Oberlippe einen schmalen, langen und spizigen Schnurrbart stehen. Am Rinn rauft er die Barthaare aus.

Den Haupthaaren geht es bei den Männern auch nicht besser, diese werden bis auf den Wirbel hin abrasirt, also, daß der ganze Kopf ganz plutt und kahl aussieht, nur was auf dem Scheitel wächst, das bleibt stehen, und darf so lange wachsen, als es will, je länger je lieber, und wird in einen Zopf gebunden, der über eine Ellenslang hinten am Rücken herunter bambelt.

Ländlich, sittlich — so gefällt es den Chinesen. Die Weiber lassen übrigens ihr schwarzes Haar so lange wachsen, als es wachsen will, und winden es auf dem Scheitel zusammen und stecken Blumen drein und lange silberne Nadeln, wenn sie solche haben.

Dagegen haben die Chinesinnen eine andere Art und Weise sich zu verunstalten, auf daß sie schöner aussehen!

Ein kleiner Fuß gilt in China für eine große Schönheit. Bei uns hält man es auch nicht gerade für einen Vorzug, wenn eine Jungfer ein Paar Füße hat, daß sie Bahn macht, wenn sie durch den Schnee geht. Indessen läßt man bei uns die Füße wachsen, wie sie wollen. In China ist das anders. Dort thut man der Natur den bittersten Zwang an. Arme Leute nicht, aber Reiche. Reiche Leute legen ihren Mädchen, damit sie kleine Füße bekommen, von früher Jugend an, so kleine messingene Schuhe an, die so kurz sind, daß die Zehen unter den Ballen herabgedrückt werden, und an ihm anliegen bleiben. So wird das Wachsthum der Füße verhindert. Und so werden die vornehmen und reichen Frauen dermaßen verunstaltet, daß sie nie ordentlich gehen können, sondern wackeln wie die Enten, und jeden Augenblick in Gefahr sind, hinzufallen, also daß sie immer der Leistung ihrer Mägde bedürfen.

Item: Es giebt auch außerhalb China Frauen, die sich von ihren Mädchen leiten lassen. Zudem haben die chinesischen Weibskente noch eine sonderbare Sitte um sich schön u. liebenswürdig zu machen; nämlich die, sich die Zähne zu färben. Aber wie, nicht etwa weiß, wie sie seyn sollen, nein, kohlschwarz wie Ebenholz.

Thun sie aber darin der Natur Unrecht, so machen sie es dadurch wieder gut, daß sie die Nägel nicht abschneiden. Nur Leute, welche Handarbeit zu treiben nothwendig haben, stutzen sich die Nägel ein wenig. Leute, die dieses nicht nöthig haben, lassen sie wachsen, so lange sie wollen, wer recht schöne große Krallen hat, der gilt für einen Herrn oder für eine Frau von Stande. Und ich weiß Einen, der ist froh, daß er nicht in China wohnt, und seine

Frau alldorten keine Frau von Stande ist, auch von wegen den Krallen. Der geneigte Leser merkt schon warum! Diese Nägel werden aber sauber und durchsichtig gehalten, damit sie nicht unapetittlich aussehen, und zieht man Kapseln von Bambusrohr darüber, damit sie nicht beschädigt werden.

Die Kleidung der Chinesen ist auch sehr verschieden von unseren Kleidertrachten. Die armen Leute, deren es in dem übermäßig bevölkerten Lande entsetzlich viele gibt, machen sehr wenig Umstände und brauchen wenig Zeit zum Aus- und Anziehen.

Die Kastträger in Canton zum Beispiel und überall in China, gehen bloßköpfig und barfuß, und haben nur einen kurzen Rock an, aber den ellenlangen Zopf haben sie trotz dem Vornehmsten. Der Zopf ist eines der Nationalwahrzeichen der Chinesen.

Wohlhabendere Leute tragen Röcke mit weiten langen Ärmeln, welche bis auf die Knie reichen, von einem gelblechten Zeuge, so gelb etwa, wie ein Bach nach starkem Regenwetter, oder wie Kaffee mit Milch vermischt, oder wie neuer Wein, wenn er in voller Gährung ist. Der geneigte Leser kennt den Zeug ganz gut, man heißt ihn nach der Stadt, wo er am meisten fabrizirt wird, nur Nankin, es giebt auch Orte unter der Sonne und am Rheine, wo die Leute Ungai sagen. Reiche Leute aber tragen lange, enge Kleider, welche bis zu den Füßen reichen, vornen zugeknüpft, und zwar von Seide.

Der Seidenbau stammt nämlich von China her und wird dort besonders gebaut und gepflegt.

Sehr oft werden auch zwei Kleider übereinander getragen; ein kurzes über ein langes, das kurze ist alsdann von dunkler Farbe, das lange von heller. Die Farben sind verschieden, nur gelbe Seide ist verboten; diese zu tragen ist ein Vorrecht des Kaisers von China. Dunkle Farben trägt der Chineser bei freudigen Anlässen; wenn er leid trägt, geht er weiß.

Auch die Hemden der wohlhabenden Leute sind von Seide. Desgleichen die weiten Hosen, die Beide tragen, Frauen und Männer.

Als Fußbekleidung trägt der Reiche Stiefel von Seide, oder Atlas mit Sohlen von Wapendeckel; der weniger Reiche Stiefel von Nankin, der Arme geht barfuß.

Auch einen seidenen Gürtel trägt der Chineser. In diesem Gürtel trägt er ein Messer und zwei dünne Stäblein von Elfenbein, oder aus Stacheln vom Stachelschwein gemacht, oder

von Holz, oder Knochen. Diese Stäblein braucht er beim Essen. Man hat nämlich in China keine Gabeln, sondern führt die Speisen eben mit diesen Stäblein in den Mund.

Endlich gehört zum ganzen Anzuge noch ein kleiner Beutel, bei den Männern sowohl, als bei dem Weibsvolke. In diesem Beutel ist Betel.

Der Leser, welcher gar wohl weiß, daß der Hausfreund auf jede Antwort gefattelt ist, fragt jetzt, was ist Betel? Betel ist eine Pflanze, welche zum Geschlechte der Pfefferpflanze gehört und welche in den südlichen Ländern Asiens wächst. Aus den Blättern dieser Pflanze, aus Tabaksblättern, einigen andern Pflanzen und gelöschtem Kalk wird nun eine Mischung bereitet, welche vielen Völkern Asiens, und auch den Chinesen zum Rauchen dient. Dieses Gemisch nennt man Betel. Betel kauen ist eine allgemeine Sitte in dem südlichen Asien. Man riecht besser aus dem Munde.

Außer dem Betelkauen wird auch das Tabakrauchen stark getrieben, und auch Weiber und Mädchen rauchen, daß es eine Freude ist.

Die Wohnungen der Chinesen sind je nach ihren Bedürfnissen, ihrer Beschäftigung und ihren Vermögensumständen verschieden.

Der vermögliche Landmann baut ein einstöckiges, aber geräumiges Haus von Backsteinen. Ein solches Haus darf schon geräumig seyn, denn der Sohn, wenn er groß ist und heirathet, zieht nicht fort, und übernimmt auch nicht das Gut, sondern wohnt neben dem Vater und seinen Brüdern unter einem Dache, und der Älteste ist das Oberhaupt der Familie.

Das Haus ist durch verschiedene hölzerne Wände abgetheilt, je nachdem mehrere Familien in demselben wohnen, oder nicht. Diese Abtheilungen dienen als Schlafstuben. Eine große Stube aber bleibt vorbehalten zum Aufenthalte für Alle zusammen bei Tage, zur gemeinschaftlichen Arbeit und zum gemeinschaftlichen Essen.

Wer Vermögen hat, läßt das ganze Haus von innen schön anstreichen, oder mit papiernen Tapeten verzieren, welche die Chinesen sehr schön machen können, aber auch bei ärmern Leuten wird die große gemeinschaftliche Stube also gemalt und verziert, worauf nützliche Lehren und gute Lebensregeln zu lesen sind. Der Chinese hat einen großen Sinn dafür, daß Alles fein proper bei ihm aussieht.

Diese Zimmer haben keine Decke wie bei uns, sondern stehen gerade unter dem Dache, ohne Zwischenboden, also daß ein chinesisches

Bauernhaus keinen Speicher hat. Auf das Dach wird aber viele Sorgfalt verwendet, von außen und von innen.

Es ist auch ganz von Holz, und wird mit Ziegeln oder Schindeln von bunter Farbe gedeckt, oft sind die Ziegel auch glazirt, oder das Ganze ist mit Firniß überzogen, welchen die Chinesen sehr gut zuzubereiten verstehen. Auch ist es mit allerhand Schnörkeln, Schnitzwerk und Drachenköpfen verziert. Innen ist es meistens roth angestrichen, und es hängt eine Lampe in der Mitte herunter in das große Zimmer hinein, welche zu dessen Beleuchtung des Nachts dient.

Auch bei diesen Häusern führen die Fenster nicht auf die Straße, sondern vielmehr in den Hof. Tags bleiben die Fenster auf, Nachts müssen sie geschlossen werden, wegen des Ungeziefers. Glasscheiben haben sie nicht; man hat statt deren gedöltes Papier, oder feine Zeuge, reichere Leute lassen sich Scheiben aus Muscheln schneiden, welche durchsichtig sind, aber nicht wie Glas.

Hausgeräthe ist nicht viel in solchen Wohnungen; ein Paar Schränke, ein Paar Tische, selten ein Paar Stühle. Die meisten Chinesen sitzen auf den Boden, wenn sie essen.

Dagegen steht der Hausgöze in einem prächtigen Schrank, und hat meistens wohlriechende Kerzen vor sich stehen, oder ein Weihrauchfaß mit einem Postament.

Statt der Betten haben sie ein niedriges Gestelle, wie ein Kanapee, mit Teppichen bedeckt.

Die Küche hat in der Regel porzellainen Geschirr, denn die Chinesen sind die Erfinder desselben, und wissen es besonders schön zuzubereiten.

Landleute kochen meistens im Freien. Sie haben zu diesem Zwecke meistens tragbare eiserne Heerde.

Das Haus ist meist mit einer Mauer umgeben, welche den Hof und Garten zugleich einfriedigt, Stallungen braucht der Chinese nicht viel, denn er kann deswegen keinen großen Viehstand haben, weil alles Land für die Nahrung des Menschen angebaut wird, und dieses nicht einmal ausreicht, für die vielen Millionen Menschen.

Größer sind die Häuser der Reichen und Vornehmen, aber auch meistens einstöckig. Meistens sind mehrere Häuser durch Höfe mit Säulengängen verbunden, und in der hintersten Wohnung sind die Frauen eingesperrt. Ueberall herrscht

Pracht in solchen Wohnungen; die Säulen, welche sie umgeben, sind lakirt und haben vergoldete Knäufe. Die Dächer sind mit spiegelblanken Porzellaintafeln gedeckt und mit Drachen, Thürmlein und allerhand Blumen verziert.

Solche Häuser sind meist von köstlichen Gärten umgeben, voll künstlich gemachter Felsen, Höhlen, Seen, Bächen, Wasserfällen, Brücken und Gartenhäuslein, voll niedlicher Thiere, Zwerghirschelein und buntem Geflügel, voll singender Vögel und klingender Glöcklein an Dächern und Thürmen.

In diesen Wohnungen entspricht die innere Einrichtung der Pracht des Aeußern. Der Fußboden ist mit feinen Stein- und Marmorplatten bedeckt und mit Teppichen belegt. Tische, Stühle, Sophas, Kästen, alles ist vom feinsten Holze mit eingelegter Arbeit, mit Malerei und Schnörkeln reichlich verzieret.

Aber neben diesem Reichthume wohnt in dem menschenvollen Lande große Armuth. Wie schon oben gesagt ist, gibt es tausende von Menschen in China, die nicht auf dem Erdboden, sondern in Schiffen wohnen, und alle Flüsse und Kanäle sind mit solchen Schiffwohnungen bedeckt. Das ganze Land ist aber, um der Förderung des Verkehrs willen, durchaus von Kanälen durchschnitten.

Solche Leute, die mit Weib und Kind auf Schiffen wohnen, leben davon, die Landeserzeugnisse und die Fabrikarbeiten von einem Orte zum andern zu bringen.

Solche Leute haben sogar Gärten auf dem Wasser. An das Schiff, worauf sie haufen, wird nämlich ein Floß angebunden, und dieser wird mit Gartenerde belegt, und dient dem Eigenthümer als schwimmender Garten.

Einige Stunden vor der Stadt Canton befinden sich auf dem Fluße, der an Canton vorbeifließt, eine ganze Stadt von Schiffen, dort stehen aber die Wohnungsschiffe dicht bei einander und machen ganze Gassen aus. Auf jedem Schiffe wohnt eine Familie. Diese Stadt hat hunderttausend Einwohner.

Also wohnen die Chinesen einfach und üppig, je nachdem es ihre Umstände erlauben; im Essen und Trinken sind sie sehr mäßig. Ihre Hauptkost ist dickgekochter Reis, welcher auch mit zwei Stäbchen aus einer Porzellainschale gegessen wird. Das Brod wird aus Mehl und Wasser in Halbtugelform über Wasserdämpfen zubereitet. Niemand braucht ein Messer, denn wo Fleisch aufgetragen wird, kommt es schon in kleine Stücke zerhackt auf den Tisch. Die

Chinesen essen aber Dinge und zum Theil als Leckereien, wovon der geneigte Leser nichts wissen will. Rindfleisch kommt nicht wohl vor, sündemal sie keine Viehzucht haben. Dagegen wird das Fleisch von Hunden, Katzen, Pferden und Eseln mit großem Appetit verspeist. Ja sogar Ratten werden zu Pasteten zubereitet. Wohl bekommen. Die chinesischen Landfrämer tragen sie lebendig in Käfigen und todt an Stangen aufgehängt herum und bieten sie feil.

In den Tafeln der reichen Leute herrscht große Ueppigkeit. Wenn auch viele Gäste eingeladen werden, sitzt doch nicht alles beisammen an einer Tafel, sondern vielmehr sitzen immer zwei Personen an einem kleinen Tische beisammen. Wie der Reis die allgemeine Speise der Chinesen ist, so ist der grüne Thee ihr allgemeines Getränk. Er wächst bei ihnen und braucht den Fremden nicht abgekauft zu werden. Er wird ohne Milch getrunken und ohne Zucker.

Auch wird aus einer Frucht eine Art süßen Weines bereitet. Auch brennen sie Reisbranntwein.

Der Chinese heirathet früh. Oft verloben Eltern ihre Kinder, ehe denn sie auf der Welt sind. Die Frau wird aber als eine Waare angesehen, und der Mann muß sie kaufen. Wenn ein Mädchen nicht schon im zehnten Jahre verprochen, so sagen die Chinesen: Der Handel geht schlecht.

In der Regel kriegt in den Städten und bei den vornehmen Chinesen der Bräutigam erst am Tage der Hochzeit die Braut zu sehen.

Eine solche chinesische Hochzeit ist aber ein großes Fest. Wenn nämlich zwischen den Vätern der Handel abgeschlossen und der Kaufbrief besiegelt ist, wird im Hause des Hochzeiter's ein großes Mahl bereitet. Alsdann wird die Braut in einem kostbaren Tragsessel abgeholt. Voraus gehen Spielleute, dann kommen Männer mit Kerzen, Fackeln, Lichtern und Rauchfassern und mit den Geschenken, welche die Hochzeiterin dem Hochzeiter zubringt. Alsdann wird die Braut, unter einem Traghimmel, in einem verschlossenen Sessel getragen, auf daß Niemand sie sehe. Neben ihr und hinter ihr reiten ihre Anverwandte. Der Zug geht feierlich und langsam durch die Gassen.

An der Thüre seines Hauses steht der Hochzeiter, feierlich gepußt, mit allen seinen Anverwandten. Hier empfängt er den Schlüssel zu dem verschlossenen Tragsessel, worinnen die Braut sitzt, und diese wird in einen Vorhof getragen.

Setzt öffnet er den Tragsessel, so eine Art Portchaise, und die Braut tritt ihm verschleiert entgegen.

Gefällt sie ihm, so führt er sie in das Haus hinein, ist sie wüst, oder gefällt sie ihm nicht, so läßt er den Schleier derselben fallen; dann wird sie augenblicklich ihrem Vater zurückgebracht. Alles ist alsdann voll Herzeleid, und eine solche Rücksendung der Braut gilt für eine große Beleidigung.

Gefällt dem Bräutigam die Braut, so führt er sie in das Haus hinein vor den Hausgötzen. Sie neigt sich viermal vor diesem, dann vor des Mannes Anverwandten und wird alsdann von den Frauen des Hauses in die Frauengemächer geführt. Die Männer aber bleiben beisammen und essen und trinken und haben allerlei Kurzweil.

Bei ärmeren Leuten werden nicht so viele Umstände bei einer Hochzeit gemacht. Dort hat der Hochzeiter nicht nothwendig seine Braut zurückzuschicken, denn er kann sie vorher tagtäglich sehen, und braucht sich um kein Mägdlein zu bewerben, welches ihm nicht gefällt.

Alein auch bei den ärmeren Chinesen werden alle Gebräuche beobachtet, wie bei den vornehmen. Auch hier wird die Braut getragen. Aber wie? Auf einem Sessel, der so niedrig ist, daß die Braut mit kreuzweise unterschlagenen Beinen darin sitzen muß. Dieser Sessel sieht aus, wie ein Vogelkäfig, und hat oben einen Ring, durch diesen läuft die Tragstange; an dieser Stange wird von zween Männern getragen.

Die Beschäftigung der Frauen ist nach der Verschiedenheit des Standes und Vermögens ihrer Ehemänner in China sehr verschieden. Es ist bei uns auch nicht anders.

Bei ärmeren Leuten hat die Frau das Hauswesen zu besorgen, und was dazu gehört. Sie ist nicht auf ihre Zimmer beschränkt.

Anderß verhält es sich mit den Frauen der Reichen. Diese sind in ihre Zimmer gebannt, und dürfen nicht heraus. Sie dürfen nicht einmal mit ihren Männern speisen oder in deren Zimmer kommen. Ihre Beschäftigung ist die Erziehung der Kinder; sonst vertreiben sie sich die lange Weile mit Malen, Sticken und Pakiren, denn auch die chinesischen Frauen sind sehr kunstreich. Sehr große Freude haben sie auch, großen Staat zu machen. Indessen puzen sie sich nicht, wie anderswo, um von andern Leuten gesehen und bewundert oder beneidet zu werden, sondern sie puzen sich vielmehr lediglich für sich und für ihre Männer. Auch

mit Tabakrauchen vertreiben sich die Frauen in China ihre überflüssige Zeit, gerade wie bei uns manche Männer. Jedes Mädchen trägt schon vom achten Jahre an, einen seidenenbeutel bei sich, worinnen sich Pfeife und Tabak befindet.

Das Geschlecht gestattet dem Chinesen, so viele Weiber zu nehmen, als er erhalten kann. Aber nur Eine ist seine rechtmäßige Ehefrau, die Andern sind die Dienerinnen der Frau, und ihre Kinder gehören sogar der Ehefrau.

Selbst der Kaiser ist dieser Sitte unterworfen. Der Kaiser hat aber eine eigene Art, die Zahl seiner Frauen zu vermehren. Es müssen sich nämlich alle drei Jahre sämtliche Töchter der Beamten des kaiserlichen Hofes am Palaste stellen. Aus diesen wählt der Kaiser seine Frauen. Erst nach drei Musterungen, also nach neun Jahren ist eine Jungfrau der Pflicht überhoben sich wieder zu stellen.

Uebrigens hat der Ehemann große Gewalt über die Frau. Er kann sie einsperren; er kann sie mit ihren Kindern verstoßen; ja, wenn sie ihm ungetreu ist, oder durchgehen will, kann er sie gar verkaufen, sammt den Kindern.

Die Geburt eines Kindes, besonders eines Knaben ist immer ein Fest im Hause der Chinesen, woran sämtliche Anverwandte Theil nehmen.

Bei der Erziehung der Knaben wird zuerst auf die möglichste Ausbildung der Kräfte des Körpers Rücksicht genommen. Sobald das Kind hierzu sich eignet, fangen die Uebungen an, um die Glieder recht gelenkig und kräftig zu machen. Abhärtungen aller Art werden mit ihm vorgenommen. Was er will, muß der Knabe verdienen durch Abmühung. Er bekommt nur einfaches Essen, und dieses muß er immer eine gute Strecke weit sich holen. Jede Witterung muß er aushalten lernen, Hitze und Kälte. Er muß springen, ringen, krebseeln, schwimmen 2c.

So bildet der Chinese, besonders der Landbewohner, sein Kind körperlich aus, daß der Knabe ausdauernd werde, und keine Mühe scheue, und thut wohl daran. Auch müssen die Kinder frühe die Eltern beim Feldbaue unterstützen. Zum Exempel beim Anbau des Kornes.

Das Korn wird in China nicht gesäet wie bei uns, sondern wie die Bohnen gesteckt. Das letztere ist in der Regel die Arbeit der Kinder; Vater und Mutter machen die Löcher in den Acker, die Kinder legen die Körner darein und decken sie wieder zu. Auch bei dem Tabaksbaue leisten die Kinder Hülfe. Auch müssen sie frühe schon Körbe und Netze flechten lernen.

Die Pflege der Seele der Kinder übernimmt in der Regel auf dem Lande, der älteste im Hause, der Großvater, das Haupt der Familie. Er sammelt die Enkel um sich, und erzählt ihnen die Thaten der Väter zur Nachahmung; er lehrt sie den Werth der Arbeitsamkeit kennen und Gesetz und Ordnung achten. Er theilt ihnen seine Erfahrungen mit und lehrt sie die Gesetze der Höflichkeit und die Gebräuche derselben.

Merke: Die Chinesen sind gegen Ausländer ganz entsetzlich grob, weil sie nichts mit denselben zu thun haben wollen. Unter sich sind sie aber sehr höflich.

Der anhängliche Diener.

In einem ansehnlichen Dorfe, der Hausfreund könnte es nennen, wenn es nöthig wäre, es ist aber nicht gerade nothwendig, trank eines Tages ein Arbeiter in den Durst und über den Durst u. wahrscheinlich in der Stille auch auf die Gesundheit seines Herrn, also daß ihm der Wein in den Kopf stieg und er immer redseliger ward, aber nicht etwa ausgelassen lustig oder zornmüthig, sondern vielmehr weichmüthig und gerührt, also, daß ihm der Wein fast zu den Augen hinaus lief. Es waren aber andere Gäste da, die unterhielten sich mit ihm von seinem Dienstherrn und er gerieth immer mehr ins Loben und pries die guten Eigenschaften und Verdienste seines Herrn immer mehr, also daß er sich keinen besfern zu finden gerraute, weit und breit, und mit dem Wunsche schloß: Wenn ich nur das erlebe, daß ich vor meinem Herrn sterbe.

Merke, man findet heut zu Tage nicht überall so anhängliche Diensteute!

Die Abgewöhnung.

Zu einem täglichen Gast, welcher den Wein nicht in die Schuhe schüttete, sagte eines Abends des Köfleinwirths Carl zu Klappenbach, als eben der Gast heimging: Ich glaube, Ihr wollt Euch den Wein abgewöhnen, Herr Andres, der Gast hieß nämlich Andreas mit dem Vornamen. Warum verehrter Nebenmensch, fragte der Herr Andres? Des Köfleinwirths Carl aber erwiderte hierauf: „Weil Ihr gestern und ehegestern sieben Schoppen getrunken habt, und heute nur sechs.“

Das gute Geschäft.

Bei Paris wurde vor etwa zwei Jahren ein Mann festgenommen, der vom Betteln lebte. Als man ihn ausvisitirte, fand man einen Gür-

tel, in dem 1200 Franken baar, befindlich waren — nicht gestohlen, nicht gefunden, nicht verdient, nicht ererbt, nein, rein erbettelt.

Item er wurde als Bagabund den Gerichten übergeben.

Die Prüfung.

Ein junger Mann hatte die Universität mehrere Jahre besucht, und allerhand Künste gelernt, als da sind, Schuldenmachen, Schwitzenreißen, Spielen, Fechten, sich herumschlagen, Biertrinken und so viele Zeit dazu verbraucht, daß er keine mehr übrig hatte, zum Studiren.

Als nun die Zeit seines Studiums umlaufen war, da zog er mit leerem Kopfe und mit schwerem Herzen hinaus, auf daß er seine erworbenen Kenntnisse zeige und sein Examen ablege. Wäre er nicht völlig unwissend gewesen, so hätte er nicht die Courage gehabt, zu einer solchen Unternehmung, sondern er hätte gemerkt, wo es ihm fehlt. Da er aber gar nichts gelernt hatte, so wußte er nicht einmal, wo es ihm gebrach, nämlich überall, und ging also getrost hin, sich prüfen zu lassen, in Kenntnissen, die er nicht besaß.

Die Prüfungs-Commission aber merkte, wo es dem jungen Manne gebrach, nämlich überall, und ließ den Candidaten durchfallen, wie es auch recht war, und hieß ihn wieder kommen, nach ein Paar Jahren, wenn er etwas tüchtiges gelernt habe.

Der Candidat reiste mit diesem Troste nach Hause, und als ihn sein Vater fragte, wie er den Herren Examinatoribus gefallen habe, da antwortete der Candidat: So außerordentlich gut, daß sie mich haben wieder kommen heißen.

Ein Wort Franz des Ersten.

Dem jetzt in Gott ruhenden Kaiser Franz wollte sich einmal Einer empfehlen. Also setzte sich derselbe hin und macht ein Gedicht, daß voller Lobenserhebungen war. Das wird wirfen, dachte er; daß aber seine Reime ganz mittelmäßig waren, daran dachte er nicht. Der Kaiser, welcher besseres zu lesen und zu hören gewöhnt war, und dessen einfacher gerader Sinn, an solchen Lobenserhebungen keine Freude fand, sagte, als er das Gedicht gelesen hatte. Wenn die Dichter schmeicheln, kann man es sich noch gefallen lassen, wenn aber die Schmeichler dichten, dann ist es nicht auszuhalten.

Von den nützlichsten Hausthieren.

Voriges Jahr habe ich dir lieber Leser die nöthigsten Mittel gezeigt, mit denen die nützlichsten Hausthiere also das Pferd, das Rindvieh, das Schwein und das Schaaf am sichersten gesund erhalten werden können. Ich habe dir's ganz deutlich gesagt, daß man gesunden Thieren keine Vorbeugungs-Arzneien, keineslei Bledpulver u. u. füttern, überhaupt gar nichts Arzneiliches gebrauchen solle. Der Hausfreund hat dir nicht nur in allem Ernste und recht wohlmeinend gesagt, sondern es auch bewiesen, daß die ganze Kunst, die Thiere gesund zu erhalten und sich vor Schaden zu hüten, darin bestehe:

- 1) daß man sie und ihre Aufenthaltsorte, nämlich die Ställe, so wie deren Umgebung möglichst reinlich halte;
- 2) daß man sie dem wohlthätigen Einflusse des Lichtes nicht entziehe und auch für gesunde Luft Sorge trage;
- 3) daß man im Füttern und Tränken Ordnung einhalte, für möglich gutes Futter Sorge, und es ihnen am gesündesten und natürlichsten Getränke, nämlich an frischem Wasser nicht fehlen lasse, und endlich
- 4) daß man seinen Thieren angemessene Bewegung in Gottes freier Natur, in frischer Luft gestatte, aber nie zu sehr erschöpfenden, die Kräfte übersteigenden Arbeiten anstrengt.

Glaube mir lieber Leser, als ich dir diese Lehre ans Herz legte, war es mir recht ernstlich darum zu thun, dir manches von deinen Vätern ererbte Vorurtheil als solches darzustellen, und dir den allernatürlichsten und für dich lieber Kanonmann besonders nützlichsten Weg zu zeigen, wie du deine Hausthiere am sichersten gesund erhalten könntest. Ich habe freilich noch nicht alle lieben Dörfer und Freunde des Hausfreundes besucht und überall nachsehen können, ob meine Lehre Früchte getragen hat, ob sie befolgt werde; ich habe aber inzwischen viele Dörfer besucht, ich habe daselbst, wie ich es versprochen, nachgesehen, was mein Rath genügt hat, und will dir nun kurz berichten, wie ich es gefunden habe:

In vielen Häusern fand ich den Hausfreund ganz verstimmt, viele Blätter herausgerissen oder beschmutzt, und die Einwohner dieser Häuser hatten bloß die unterhaltenden Geschichten des Hausfreundes, nicht aber die wichtigen Lehren über Gesundheit, d. h. Gesunderhaltung des Menschen und der Hausthiere gelesen, weil ihnen dies viel zu langweilig war. Solche Häuser gewährten für mich einen traurigen Anblick; es war darin Alles in Unordnung, die Unreinlichkeit war sehr groß und es dauerten mich nur die reinen schmutzigen Kinder und das liebe verwahrloste Vieh.

Häuser, in denen der Kalender seinen bestimmten Platz hatte und in Ordnung erhalten wurde, fand ich zu meiner Freude recht viele, und gewährte zu meiner noch größeren Freude in diesen Ordnung und Reinlichkeit, gesunde blühende Kinder und im Stalle gut genährtes Vieh. In diesen Häusern habe ich mich gerne aufgehalten und mit dem Hausvater über Manches gesprochen. Da wußten nicht nur die Familienglieder, sondern sogar das Gefinde die im Kalender

enthaltenen Gesundheits-Regeln, und mancher vernünftige Hausvater hat mich, dem Hausfreund jedesmal einige belehrende Blätter einzuverleiben, was ich nun gerne und mit Vergnügen erfülle.

Lieber Leser! Die Redechrift dieses Kapitels sagt es schon, daß ich von den nützlichsten Hausthieren mit dir schwagen will, und daß ich hierüber noch Etwas auf dem Herzen liegen habe, was ich besonders dir lieber fleißiger Landmann, anvertrauen möchte. Es ist außer den dir vom vorigen Jahre bekannten Regeln zur Gesunderhaltung deiner Hausthiere insbesondere noch nöthig, daß du auf ein gute, kräftige Zucht und auf Eine Raze oder Einen Schlag dich verlegst, der deinem Futter und den Ortsverhältnissen am besten entspricht, und daß du alle schwächlichen Zuchtthiere zum Schlachten, zum Verkauf oder zu irgend einem andern Zweck, aber ja nicht zur Zucht verwenden mögest.

Diese Regel enthält den ganzen Zuchtplan für alle Hausthiere und wird jedem der sie befolgt, sehr großen Nutzen bringen. Für die Pferde- und für einen planmäßigen Betrieb dieser Zucht, sorgt die Großherzogliche Landesgestüts-Direktion; die Landes-Stammkammer war eine Mutterschule für Schafzucht und man kann sagen, daß diese beiden Anstalten so wohlthätig gewirkt haben, daß in unserem Lande in Bezug auf Pferde und Schafe viele selbst gezüchtete Mutterschiffe aufzuweisen sind. Nicht so gut steht es mit der Rindvieh- und Schweinezucht. Das Gesetz über Ablösung der Fassetviehpflichtigkeit vom 3. August 1837, und insbesondere auch die Verordnung der hohen Regierung des Mittelrheintreises vom 26. Mai, No. 14,457, Verordnungs-Blatt des Mittelrheintreises, Nr. 9, und des Seetreibes vom 1. Februar 1843, No. 2291, wonach auf wenigstens 80 Kühe ein tauglicher Rindsfessel gehalten und dieser nicht dem wenigstbemittelten, sondern einem rechtlichen Bürger zur Verpflegung übergeben werden muß, und ebenso die sehr löblichen Bestrebungen der Großh. Bad. landwirthschaftlichen Central-Stelle werden gewiß wohlthätig auf Rindvieh- und Schweine-Zucht einwirken. Aber auch dem Hausfreunde, der in so viele ländliche Wohnungen wandert, und schon so manchen guten Rath ertheilt hat, wird man es nicht verargen, wenn er dieses Jahr seine Erfahrungen und Ansichten über

Rindviehzucht

Rindviehzucht mittheilt. Als ich unser gesegnetes Vaterland vor etwa 20 Jahren durchwanderte, fand ich fast ausschließlich den rothen heimischen Viehschlag. Nur bei wenigen größeren Güterbesitzern wurde damals das roth- oder schwarzscheklige Schweizer Vieh gehalten, seltener Algäuer und Nigi und noch seltener der Limburger oder der Holländer-Schlag. Jeder Züchter rühmte seinen Schlag als ganz vorzüglich und so geschah es denn auch hier, daß Jeder Recht haben und Jeder den Schlag einführen wollte, für welchen seine Liebhaberei eingenommen war und der ihm der beste und schönste dünkte. Man erkannte überall die gute Absicht der Bevölkerung; wenn man aber mit dieser Absicht die im Großh. Bad. landwirthschaftlichen Wochenblatt enthaltenen Berichte vergleicht, so findet man häufige Klagen über planlose Zucht, und wenn man größere Viehmärkte besucht, oder was ich öfters gethan, das Rindvieh ganzer Gemeinden, in den

Ställen oder bei der gemeinschaftlichen Tränke mustert, so findet man nunmehr Vieh von fast allen Farben und Schlägen, dabei aber den rothen heimischen Viehschlag immer noch zu fast 3/4tel vorherrschend und auch in der Regel am besten aussehend. Bei dem Futtermangel vom Sommer 1842 bis Frühjahr 1843 war es besonders der rothe heimische Viehschlag, welcher sich mit schlechtem Futter, mit Erfahrmitteln des gewöhnlichen Futters begnügte und noch Nutzen gab, während besonders das größere Schwizer- und Rigi-Vieh nur in den Ställen der Reichen sich noch gleich blieb, aber bei ärmeren Besitzern ein außerordentlich jämmerliches Aussehen erhielt und fast keinen Nutzen mehr gab. Diese Erfahrungen sind lehrreich; sie fordern uns auf, den heimischen rothen Rindviehschlag und seine nützlichen, dem süddeutschen Landmanne besonders zusagenden Eigenschaften etwas näher zu betrachten. Fraget nur die sorgende und schaffende Hausmutter, welche Kuh den meisten Milchnutzen gibt? sie wird antworten: die heimische rothe. Fraget den Dörsenbauern, mit welchen Dörsen er anhaltend über Berg und Thal am sichersten arbeiten kann? und er wird antworten: mit meinem rothen Dörsen kann ich die schwersten Lasten fortarbeiten, und wenn ich sie nur einigermaßen ordentlich füttere und pflege, so dauern sie in der Arbeit fast ungläublich aus. Fraget endlich den Schlächter, welches Vieh er unter sonst gleichen Verhältnissen am liebsten einkauft? und es wird auch hier die Antwort zum Vortheil des rothen heimischen Rindviehschlages ausfallen. Der Umstand, daß so viele Versuche und so ausgedehnte Bestrebungen, andere Rindviehrassen bei uns einzuführen, diesen, nämlich den rothen Rindviehschlag nicht verdrängen konnte, ist ein fernerer Beweis, daß er den klimatischen Verhältnissen und der Fütterungsart unserer Gegend am meisten entspricht. Ueberdies ist der heimische rothe Rindviehschlag unter sich einer sehr großen Vererbung fähig. Den Beweis hiefür liefert das württembergische Redarthal. Dort findet man hellrothes und rothes Vieh, was an Größe und Gewicht dem Rißvieh ziemlich nahe kommt und es ist dieser Viehschlag bloß durch sorgfältige Zucht und durch reichliche Fütterung aus dem heimischen Schlage entstanden. Viele württembergische Amtsbezirke, die früher auf Einführung von fremden Rassen viel Geld verwendet haben, sind nun ernstlich auf Vererbung des rothen Viehschlages unter sich bedacht, ja selbst die Musterwirthschaft der forst- und landwirthschaftlichen Schule Hohenheim hat den rothen Viehschlag wieder eingeführt.

Noch muß ich einer nachahmungswerthen Einrichtung erwähnen, die in Württemberg fast allgemein verbreitet ist. Bei den dort regelmäßigen Amtsversammlungen wird, wie über viele nützlichen Gegenstände, auch über Thierzucht, insbesondere aber über Rindviehzucht Bericht erstattet u. es hatte dies zur Folge, daß nun die meisten Amtsversammlungen Verträge abgeschlossen haben, wonach im ganzen Amtsbezirk, alle Farren, welche auf Gemeinde- oder öffentliche Kosten gehalten werden, von einem gleichförmigen Schlag seyn müssen. Die Ueberwachung wird einer Commission aus Sachverständigen, denen immer ein erfahrener Thierarzt zur Seite steht, übertragen, und es wird von dieser Commission, oft auch vom Thierarzt allein jährlich mehreremal sämtliches Faselvieh untersucht, und dem Amtsvorstand Bericht erstattet, der dann für Vollstreckung der

Commissions-Anträge sorgt. Diese Maßregel ist von großem Werth u. verdient alleseitige Nachahmung, weil hiedurch

1) eine gleichförmige Zucht d. h. ein gleichförmiger Rindviehschlag für größere Bezirke erzielt wird, was da nicht möglich ist, wo die Zuchtthiere eben so verschieden angeschafft und gehalten werden, als es für Farben und Rassen verschiedene Liebhaber gibt;

2) weil nur da eine wahrhafte Vererbung der Viehzucht gedeiht, wo ganze Bezirke sich vereinen, einen gleichförmigen Schlag zu halten;

3) weil die Erfahrung satzsam lehrt, daß bei verschiedener Viehzucht und daheriger Anschaffung verschiedener oft dem heimischen Schlage gar nicht anpassender Zuchtthiere nur selten eine Verbesserung, dagegen sehr häufig eine wahre Verschlechterung der Rasse entsteht; ja daß es sogar manchmal Bastarden gibt, an denen man ihre Abstammung nicht mehr erkennt und die neben den heimischen Thieren oft häßlich aussehen, und nie den Nutzen wie diese gewähren und

4) hat eine Controлле von unparteiischen Männern vielen Vorzug vor der bei uns üblichen durch die Vorsteher der Gemeinde, weil diese oft selbst Faselvieh halten oder doch nicht selten verwandt mit dem Faselhalter sind, und auch manchmal nicht die gebhörigen, oder die zu einer systematischen Züchtung nöthigen Kenntnisse besitzen.

Zu den vorzüglichsten Mängeln, die bei der Züchtung vorkommen gehören:

- a) zu wenig Faselvieh. Nicht selten hat ein Rindsfassell über 100 weibliche Thiere zu belegen;
- b) zu junges noch unkräftiges Faselvieh. In einem größern Bezirk waren unter 74 Farren die Hälfte kaum 2 Jahre oder darunter und der größere Theil der anderen Hälfte zwischen 2 und 3 Jahren, kaum 1/6tel zwischen 3 und 4 Jahren alt und unter allen Farren war nicht ein einziger volljährig;
- c) Faselvieh von den verschiedensten Farben und auch von den verschiedensten Arten und Schlägen in einem oft kleinen Bezirk;
- d) zu frühes und unzeitiges Befruchten der Rinder.

Diese Uebelstände wirken schon sehr lange auf die Rindviehzucht ein und konnten auch ihre Wirkung nicht verfehlen. Es gehören wahrhaft durchgreifende Maßregeln, ein ernstes Wille und ein freiwilliges Beitragen der Viehbesitzer dazu, wenn das vielleicht seit Jahrhunderten Verorbene wieder gut gemacht, wenn die Kraft und Stärke im Rindviehschlamme wieder sich entwickeln soll, die wir am Stammvater des heutigen Auerochsen, am sehr kräftigen und mächtig großen Auerochsen aus der Geschichte nicht nur bewundern, sondern für fast unmöglich halten. Wilde und halb-wilde Rindviehheerden, wie man sie in Ungarn, besonders aber in Rußland und Polen, in Afrika, Asien und Amerika heute noch findet, geben uns eine sehr gute Lehre, wie man den heimischen Schlag aus sich selbst verbessern kann. Der kräftigste Stier (Fassel, Farren, Hummel, (im Oberlande Hagen) ist der Anführer der Herde und aber auch der Stammvater derselben. Dieser und vielleicht nur einige wenige seiner kräftigsten Kameraden und Nachkommen dulden es durchaus nicht, daß eine Kuh von einem schwächlichen oder noch zu jungen Stiere belegt werde. Zu junge Rinder können vom sehr schweren kräftigen Stierbeanzüchter oder von

dessen kräftigen Genossen nicht belegt werden, weil Kraft nöthig ist, um einen Sprung auszuhalten, und ein jüngerer Farren darf dieses nicht wagen. So kommt es dann, daß die Befruchtung wilder oder halbwildler Heerden, gewöhnlich nur von volljährigen Stieren geschieht und zu junge Kinder gar nicht zumommen. Es ist aber bei oft mageren Weiden, die Kraft dieser Thiere außerordentlich und es gränzt fast an Unglaubliche, wenn wir in der Zoophysiologie von Erdelyi bei der Naturgeschichte des Rindviehs lesen: „für die Stamm-Plage des Rindes hält man gewöhnlich den nunmehr in den kultivirten Gegenden Europas verdrängten Auerochsen. Er ist heutzutage nur mehr in Sibirien, und seltener in der Gebirgskette, welche Europa von Asien trennt (Uralgebirge), zu finden, er ist von braunrother Farbe, an der Brust mit zottigen Paaren besetzt, am Kopfe besitzt er eine solche Stärke, daß er mittelmäßige Bäume entwurzelt, und centnerschwere Körper leicht in die Luft schnell.“

Diese Kraft mußte sich freilich beim Zähmen des Rindviehs insbesondere aber da verlieren, wo man angefangen hat mit Kälber, nämlich mit kaum 1 1/2 jährigen Farren und Kindern zu züchten, und über dies noch solchen jungen Farren ganze Heerden Kühe und Kinder zum Begatten zuzutheilen.

Der Engländer Bakwel hat uns am sprechendsten gezeigt auf welche Art man das beste und schönste Rindvieh züchten kann. Er bemühte sich die besten Kühe und die schönsten Farren in der Umgebung seines Gutes aufzuzüchten und mit einander zu gatten; die davon gefallenen Jungen wurden wieder sorgfältig ausgewählt, und nur die vorzüglichsten, größten und schönsten Thiere zur Nachzucht bestimmt. Dieses Verfahren wurde viele Jahre hindurch mit Eifer, Fleiß und Umsicht fortgesetzt und hiedurch entstand die in England beliebteste, die sogenannte Bakwel'sche Rindvieh-Race. Den Nutzen, welchen Bakwel hiervon hatte und eben so die Güte dieser Race läßt sich am besten aus v. Erdelyi's Worten entnehmen: „Ein einziger vorzüglicher Stier, den Bakwel auf eine bestimmte Anzahl von Sprüngen vermietete, trug in einem Jahr bis 1200 Guineen (eine Guinee 11 fl. 5 kr.) Mietz-geld ein.“

Ein solches Mietzgeld können freilich auch nur Engländer bezahlen, aber wenn wir alle ernstlich zusammenhalten und insbesondere wenn, wie dies in Württemberg üblich ist, ganze Bezirke sich vereinen, einen gleichen Rindviehschlag zu erzielen, und hi-zu jeder einzelne Viehzüchter nach Kräften mitwirkt, d. h. immer nur die schönsten und besten Kühe zur Nachzucht wählt und die weniger schönen abstoßt, auch seine Kinder nicht zu jung und erst dann, wenn sie kräftig genug sind, den Sprung eines mittelgroßen schönen Farrens zu ertragen, befruchtet läßt, dann werden auch unsere Rindviehheerden nach und nach wieder schöner und kräftiger werden, und wir werden in den Besitz einer schönen und unserm Fleiße Ehre machenden Race gelangen.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen können die Hauptzuchtregeln kurz zusammengefaßt werden. Sie bestehen in der Hauptsache darin, daß man

- 1) die männlichen Zuchtthiere von schönen, guten, wo möglich mittelalten Kühen wähle, die eine schöne dem zu erzielenden Schlage gleiche Farbe haben;

2) weder Farren noch Kinder vor dem zweiten Jahre resp. erst dann zur Zucht verwende, wenn sie hiezu kräftig genug sind;

3) daß man dem Farren, so lange er noch nicht ausgewachsen ist, nur wenige Kühe und Kinder und von diesen nur die kleineren, seiner Größe entsprechenden zutheile, und schon gewachsene, kräftige Kühe immer nur mit einem volljährigen kräftigen Farren paare;

4) sehe man bei allen Zuchtthieren insbesondere aber beim Farren

a) auf eine schöne Körpergestalt und

b) auf eine möglichst gleichförmige Farbe.

Der Körperbau der Zuchtthiere zeichne sich aus durch kräftigen Gliederbau, durch schöne starke Arme und Schenkel, durch breite starke und dabei trockene Gelenke, durch eine viereckige Stellung, breite Brust und breites Becken, gut geformten Hals und Kopf und bei Kühen noch insbesondere durch ein derbes viereckiges Lieber etwas zu großes als zu kleines Euter, mit schön im Biered stehenden nicht zu großen Zitzen.

Auf eine gleichförmige Farbe ist bei der Rindviehzucht deswegen sehr zu sehen, weil die meisten Rindvieh-Racen fast eigenthümliche Farben haben, und somit auch nur beim Einführen einer gleichen Farbe unter den Zuchtthieren, insbesondere aber unter den Zuchtfarren eine Gleichförmigkeit, eine Raceeigenthümlichkeit hierin erzielt werden kann. Ich habe im Eingang der rothen Farbe das Wort geredet und ihr, weil sie bei uns heimisch ist und die Thiere dieser Farbe viele ökonomische Vorzüge haben, den Vorzug vor den übrigen gegeben. Ich will hiemit aber das aschgraue Rigi, das roth- und schwarzschwedige Schwizerbied für sehr futterreiche Gegenden und eben so den kleineren aber sehr milchreichen, dunkelashgrauen allgäuer Schlag für Gebirgsgegenden durchaus nicht als unergiebig oder zur Zucht untauglich u. u. erklärt wissen, ich glaube nur daß es zur Verbesserung der Zucht nicht nöthig ist, fremdes Vieh einzuführen und rathe nur, wenn man eine fremde Race einführen will, diese so zu wählen, daß sie dem vorhandenen Schlag und den Ortsverhältnissen anpasse, und daß sie jedenfalls für einen größeren Bezirk gleichförmig gewählt werde.

Ueber den Viehhandel.

Der Handel mit den größeren Hausthieren hat von jeher viele Streitigkeiten und oft kostspielige Prozesse verursacht. Die meisten Regierungen haben es bald ein, daß es, um den Käufer vor Betrug zu sichern nöthig sey, eigene Gesetze zu erlassen, und so entstand dann auch im Großherzogthum Baden das Gesetz vom 26. Juni 1806, Reg. Bl. No. 17, über die Viehmängel und deren Wandel oder Gewährleistung wornach die folgenden Mängel gesetzlich sind:

1) Bei Pferden: a) diejenigen, welche röhig oder röhig sind, b) alle Arten von Kolderern, c) was kräftig, fukhtig, wurmicht, hauptmärrigt ist (als worunter überhaupt alle unheilbaren Unsauberkeiten, z. B. Krebslöcher in den Ohren, Rimbacken, Schlauch und Eutern verstanden werden); ungleichem Alles, was d) herzs-flechtig, e) wehetägig, und f) mondblind ist. Für die fünf ersten Gebrechen dauert die Gewährleistungszeit vier Wochen drei Tage, für das sechste oder die Mondblindsucht aber acht Wochen.

2) Bei dem Hornvieh: a) hirschtig, kränzig, zäpfig, oder verlicht; b) weheltägig; c) tipplich oder umläufig und d) lungenfaul, lungenhart, herzweichig oder übergallicht. Für den ersten, oder die Perlen zc., muß der Verkäufer zwei Monate, für die folgenden drei Mängel, vier Wochen und drei Tage gut stehen.

3) Bei Schaaften: a) die nasse oder trockene Räude, und b) der sogenannte Anbruch; für einen wie den andern muß der Käufer zwei Wochen und einen Tag haften.

4) Bei Schweinen: a) die Lungenfäule, und b) die Pfannen oder Fimmen; für jeden ist die Gewährzeit vier Wochen und drei Tage. Endlich

5) bei den Geissen muß der Verkäufer überhaupt frische und gesunde Waare liefern, widrigenfalls allen Schaden auf sich leiden.

Gleiche Bestimmungen enthält das Kön. württembergische Regulativ von 1767 und die Nachbarstaaten von Baden haben ähnliche Gesetze. Alle diese Gesetze schützen den Käufer nicht vollkommen vor Betrug; denn das Heer der bei den Hausthieren vorkommenden Krankheitsformen, Fehler und Gebrechen beträgt einige Hundert, und darunter sind recht viele die beim Kaufe nicht leicht, von Unkundigen recht gar nicht erkannt werden können und die den Werth des Thieres oft sehr vermindern, aber noch nicht zu den Hauptmängeln gehören. Unsere hohe Regierung hat die Fehler des noch bestehenden Währschaftsgesetzes schon lange eingesehen, und deshalb mit Technicern sich berathen und mit dem Auslande unterhandelt, um mit den Gränzstaaten ein gleiches Gesetz zu erzielen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß wir vielleicht in kurzer Zeit, oder doch in einigen Jahren ein neues Währschaftsgesetz für den Viehhandel erlangen werden. Ich sage dir lieber Leser aber zum Voraus: Wenn auch ein noch so gutes, wenn das beste Gesetz in dieser Beziehung erscheint, so ist es immer noch viel besser, wenn du es gar nicht brauchst. Es ist nämlich besser, wenn du gut einkaufst, und somit keine Ursache zum Klagen hast, oder wenn du ein Thier verkaufst hast, dein Käufer mit dir zufrieden ist, und dich nicht verklagt. Solltest du je in einen solchen Fall kommen, so rathe ich dir, einen unparteiischen geprüften Thierarzt zu Rathe zu ziehen und hiebei immer nur den zu wählen, der im Rufe einer unbeflecklichen Unparteilichkeit und Redlichkeit steht. Dieser wird dir einen Vergleichsvorschlag machen und nach Kräften dazu helfen, daß zwischen dir und deinem Gegner ein gütlicher, für euch beide vortheilhafter Vergleich zu Stande komme; denn wisse: der rechtliche Thierarzt, deren es Gottlob viele gibt, fühlt sich verpflichtet, dieses zu thun, und dann findet er vermög seinen Kenntnissen und der mit dem streitigen Thier vorgenommenen Untersuchung in der Regel den rechten Vergleichsweg, den einzuschlagen die Partien gewiß immer besser thun werden, als sich in einen Prozeß einzulassen.

Es gibt freilich Leute und namentlich unter der gewinnfüchtigen Viehhändler-Klasse — der Hausfreund meint hier nicht die ehrlichen und rechtlichen Händler, denn vor diesen hat er eben so viele Achtung und hat sie eben so gerne als andere brave Menschenkinder — die es sich zur Ehre und zum Ruhme anrechnen, einen Isthigen, seinen (!—?) Betrug auszuführen. Ja sie schämen sich nicht ihn nach einiger Zeit, so etwa wenn die Gewährschaftsfrist verstrichen ist, zu erzählen und

sich damit groß zu machen. Sie nennen diese Betrügerei Handelsvortheil und üben solche selbst gegen oft blutarne Familienväter aus. Eine gewisse Klasse solcher Betrüger treibt sich auf allen Viehmärkten herum, kauft in der Regel nur solche Thiere die recht gut aussehen, aber wegen irgend einem Fehler vortheil abzugeben werden. Beim Kaufen wird der Fehler dann so groß und und so nachtheilig für das Thier und dessen Nutzen beschrieben, daß man oft glauben sollte, es seye ein solches vom abgefeimten betrügerischen Viehhändler für sich und seine Zwecke ausersehene Thier, nicht mehr werth, als man lasse es auf dem Markte oder auf der Straße stehen, damit es Jemand stehle zc. zc.

Beim Verkaufen des nämlichen Thieres klingen aber die Seiten und Stimmorgane d. h. die Reden des abgefeimten betrügerischen Viehhändlers ganz anders. Seine erste Sorge ist nun, den Fehler, wegen dessen er das Thier so wopffteil bekommen hat, entweder so viel als möglich zu verdecken, oder auf eine Art zu beschreiben, als habe er durchaus keinen Nachtheil, ja manchmal geht die Unverschämtheit so weit, beim Verkauf den vom Käufer etwa doch erkannten Fehler eines Thieres so zu beschönigen, als ob noch wirklicher Vortheil daraus zu hoffen wäre! — und wehe dem ehrlichen und rechtlichen Viehkenner, der dir, wenn du ihn beim Kaufe um Rath fragst, den Fehler gerade so darstellt, wie er ist, und dir entweder ganz vom Kaufe abratet oder dir sagt: „Dieses Thier ist wegen dem oder dem Fehler nur so viel werth, mehr dafür zu bezahlen rathe ich dir nicht zc. zc.“ Ein ganzes Heer von Scheltworten, und das Vorwerfen: „Der versteht Nichts, der kann Nichts, auf den darfst du nicht hören wenn du etwas Gutes willst zc. zc.“ ist sein Lohn, und wenn der, den du um Rath gefragt hast, ein öffentliches Geschäft hat, z. B. Birth, Professionist oder Thierarzt ist, so wird der betrügerische Viehhändler nicht ermangeln, ihm überall, wo er nur kann, zu schaden, und Andere, die seinen Zwecken besser entsprechen, bestens empfehlen. Wenn du ein Thier gekauft hast, was deinen Zwecken nicht entspricht und vielleicht an einem Mangel leidet, der halb oder ganz zu den gesellschaftlichen Gewährsmängeln gehört, und du dann einem solchen Viehhändler Anzeige zu machen für nöthig erachtetest, so wird er dich mit dem Namen nennen, den du am liebsten hörst; er wird dir sehr freundlich entgegen kommen, und etwa sagen: „Michel! Na wir weren kein Streit bekommen. Ich kaufe dir am nächsten Markt an anner, an bessern Gaul, mit dem du wirst zufrieden seyn. Oder Michel! wast du was, ich hab do an ganz rara, an propera Gaul. Er kostet aber Ebiß mehr als der do, seh an mol, i weit deuf er gfallter zc. zc.“ Wenn du nun unerfahren bist und Niemand zu Rathe ziehst, der es redlich mit dir meint und Sachkenner ist, so weite ich darauf, daß du zum zweitenmal ärger als das erste, und wenn du so drei- und viermal handelst, so sehr betrogen bist, daß der Kaufpreis für das zum Dritten- oder Viertenmal erhandelte Thier, wenigstens das Doppelte, wenn nicht das Dreifache seines wahren Wertes beträgt. Ja es sind mir Fälle bekannt geworden, wo man über die Dummheit und Gutmüthigkeit solcher Michel fast weinen möchte, weil durch ihr dummes Handeln, ihr ganzes Hauswesen zu Grunde gegangen ist, und Frau und

kinder sich des Wetters kaum erwehren konnten. Ihr Vater und Vater Michel will auf jedem Viehmarkt seyn, um angeblich Etwas zu verdienen oder wie solche Michel gewöhnlich sagen: „um ein Schickel“ zu machen, während es ihnen doch um nichts Anderes zu thun ist, als um sich auf eine schickliche Art einer schwereren Haus- oder Feldarbeit zu entziehen, einige Schöppchen zu trinken und um Neuzugzeiten zu erfahren. Vor ganz kurzer Zeit erhaschte ein solcher Michel durch einen zweimaligen Handel mit einem abgefemten Betrüger, ein 20-jähriges und überdies hinkendes Pferd, das ihm freilich für 7-jährig verkauft worden ist, für Ein- und einige Gulden auf Handschrift. Er gab seiner Familie vor, er wolle mit diesem Pferd beim Eisenbahnbau Geld verdienen, es hat aber die Meise und das schlechte Futter des neuen Besitzers nicht überlebt und ist gar bald dem Abdecker auf den Karren gekommen, oder es hat, wie man so zu sagen pflegt, vor Michel etwas mit ihm verdienen konnte, „zum letztenmal geschoben.“

Auch gibt es der Fälle nicht wenige, wo ein abgefemter, betrügerischer Viehhändler ein und dasselbe Thier, das offenbar an einem gefehlichen Hauptmangel leidet, mehreremale verkauft, und jedem Käufer einige Kronenthaler vom Kaufschilling weniger zurückbezahlt, als er daraus erlöst hat. Von dieser Art Betrug ist auch erst kürzlich ein ganz nettes Geschichtchen vorgefallen, was ich hier kurz zu erzählen für nützlich und lehrreich halte.

Aus dem was ich dir lieber Leser bis jetzt über Gesundheits-erhaltungskunde, über Viehzucht und über Viehhandel erzählt habe, wirst du bereits — ich hoffe es wenigstens — erkannt haben, daß der Hausfreund ein Bißchen von diesen Sachen versteht, und daß er wenigstens so viel davon gelernt hat, als man so ins Haus braucht. Nun gibt es aber auch Leute, die mich schon kennen, und unter diesen sind einige, die mich für so geschickt halten, daß sie mich mit „um einen guten Rath fragen“ beehren, und sehr lieber Leser, das will viel heißen. Wenn ich dir aber sage, daß mich vor kurzer Zeit ein geschickter und so weit ich ihn kenne, ehrlicher Viehhändler, in der Sache, die ich dir nun erzählen will, um Rath gefragt hat, so denke ich, solltest du etwas mehr Respekt vor mir bekommen, und alles das, was ich dir belehrend sage, auch pünktlich befolgen, und im Falle du es besser verachst, mir schreiben, damit ich im nächsten Kalender allenfallige Fehler verbessern kann. Doch zur Sache. Vor einigen Wochen stellte mich S. auf der Straße, und klagte mir, daß er am Martie in B. ein Pferd gekauft habe, dem er nichts Gutes zutraue, er glaube, es seye ein Schlafloller. Der Bitte, ich möchte es doch auch ansehen, gehorchte ich um so lieber, weil ich gleich dachte es könnte wieder etwas zu lernen geben. S. zeigte mir ein recht schönes und gutgebautes 6-jähriges Pferd, an dem man im Stalle, außer einer etwas dummen Stellung — es waren nämlich die hinteren und vorderen Füße etwas mehr zusammengestellt — nichts Regelwideriges bemerken konnte. Auch außer dem Stalle war bei kurz andauerndem Mustern kein einziges Kollerzeichen vorhanden, als wir aber dann die es Pferd zu einer halben Spaziersahrt einspannten, war es schon nach einer ganzen Stunde so müd, wie ein anderes Pferd bei gleichem Alter und gleich kräftigem Körperbau bei 12

bis 24 stündiger Arbeit kaum werden kann. Am nur wieder nach Hause zu kommen, mußte die Peitsche sehr oft gebraucht werden, und es schien wirklich, als ob dies Pferd nach Peitschenhieben wenig frage, denn es achtete fast gar nicht darauf u. beim Nachhausekommen zeigte dasselbe eine fürchterliche dumme Stellung und war neben bei wie vollkommen gestümmelt. Es ließ Alles mit sich machen, nur nicht auf die Krone der Vorderfüße treten und nicht in die Ohren langen, weil die Krone der Vorderfüße und das Innere der Ohren, durch vom Verkäufer angebrachte Nadelstiche noch entzündet waren. Sonst konnte man es mit den Fingern zwicken, auf die Hinterfüße treten u. c. es rührte sich nicht. Zum Zurück- oder Seitwärtsgehen, war es nur mit vieler Mühe u. mittelst wirklich überlegener Gewalt zu bringen, es fraß nicht aus der Raufe, lieber vom Boden als aus der Krippe, griff hastig in das Futter, ließ es aber oft einige Minuten, ohne zu fressen, im Maule stecken u. kurz und gut, es war ein ausgemachter Schlafstoller, dem man es aber, wenn er ganz ausgeruht war, fast gar nicht ansah. Da nun diese Krankheit zu den gefehlichen Hauptmängeln gehört, so war mein Rath: dem Verkäufer Anzeige davon zu machen und ihm gegen Rückersatz des Kaufschillings zur Zurücknahme des Thieres bei Vermeidung richterlicher Hülfe aufzufordern. Ich glaubte einen recht guten Rath gegeben zu haben, allein S. bemerkte, er wolle lieber ein paar Louisd'ors verlieren, als Hagend aufzutreten, weil Währschaftsprozesse sehr kostbielig seyen und in der Regel sehr lange dauern, weil namentlich prozessfähige Leute Gelegenheit haben, einen solchen Prozeß Jahre lang hinauszuziehen. Ich konnte diesen Einwendungen keine triftigen Gegengründe entgegenhalten, war aber doch der Meinung, daß, wer Recht hat, bei unsern Gerichten auch recht finden werde, was S. auch sichtbar freudig anerkannte, aber dabei nur ganz naiv bemerkte: „Es dauert mir eben zu lange, bis ich gegenüber von meinem prozessfähigen Gegner Recht finden und wieder im Besitz meines ausgelegten Geldes, was ich zu meinem Handel nöthig habe, gelangen würde, und deshalb will ich mich auf den Weg machen, und in Güte mit meinem Gegner auskommen suchen.“ S. that es wirklich. Er hatte eine Meise von circa 10 Stunden, kam durch mehrere Dörfer und durch ein paar Städte, und je näher er zum Wohnort des Verkäufers kam, dem er das Pferd wieder bringen wollte, desto mehr Leute bielten ihn auf dem Wege mit der Bemerkung an: „Wie er denn zu der schlechten Wäbre gekommen seye?“ Dieses Pferd war ein feiner Schleichzeitler wegen sehr bekanntes Thier, weil es keiner lange behalten wollte und immer wieder so gut als möglich zu verkaufen suchte. S. hat nur eine Louisd'or Verlust am Kaufschilling leiden müssen, und hat überdies noch auf dem Weg viele Leidensgefährten gefunden, die an diesem Thier schon mehrere Louisd'or verloren, oder auf ähnliche Art an letzten Verkäufer bezahlt haben. Es soll dieser arge Betrüger ein und dasselbe Pferd in ganz kurzer Zeit 6 — 7 mal verkauft, und von jedem Käufer ein bis zwei Louisd'or Neugeld genommen haben. Am Schlusse dieses Geschichtchens denkt man unwillkürlich an den Schreinergeßellen in Pabels allemanischen Gedichten, dessen Mutter wegen seiner größeren Fertigkeit im Trinken, als im Schaffen, Sorge getragen und geglaubt hat, ihrem Söhnchen werde es in

der Fremde nicht gut gehen, er werde keinen Meister kriegen, während es ihm doch in dieser Beziehung nur zu gut gegangen ist, allbieweil er in ganz kurzer Zeit der Meister nur zu viele bekommen hat.

Noch eine Art Betrug kommt besonders gerne beim Pferdehandel vor, bei Leuten nämlich, die so grundehrlich sind, daß sie ihren Nachbar oder bekannte Leute nicht betrügen mögen, um ja immer für recht ehrlich zu gelten, wenn sie es an und für sich, oder beim Lichte besehen auch nicht sind. Diese Leute gelten in der Nähe oder da wo sie zu Hause sind, oft auch für recht ehrlich, bieder und brav und halten sich oft selber für so eine Art von Mustermenschen; haben sie aber ein Stück Vieh, das nichts taugt, z. B. ein Pferd, welches wie sie selber wissen, an einem gesetzlichen Hauptmangel leidet, dann dingen sie einen Menschen, hinter dem kein Kreuzer zu suchen, der vielleicht schon ein Paar mal verganget worden ist, und dieser muß dann das schlechte, oft ganz unbrauchbare Thier auf einem entfernten Markte auf seinen Namen verkaufen und damit recht viel erlöset wird, für Alles, was man nur wünschen kann, garantiren. Hast du nun lieber Leser ein solches Thier heute gekauft und du findest dich morgen arg betrogen durch die vielen Fehler des Thieres, gegen die du dich durch einen schriftlichen Vertrag oder durch einen geeigneten Eintrag in das Marktprotokoll ganz gesichert zu haben glaubst, so kann es kommen, daß gerade dein Verkäufer ein gebungener liebreichlicher Mensch war, hinter dem Nichts zu suchen ist. Dieser läßt sich verklagen, du findest Recht, er nimmt sogar das Thier zurück, verkauft es zum Zweitemal und du erhältst nicht nur nichts mehr von deinem Kaufschilling zurück, sondern die Prozeß- und Untersuchungskosten fallen auch noch auf dich, weil bei dem gebungenen Verkäufer Nichts zu erheben ist, und dessen ehrlicher (?) Dinger sich so verhält zu halten weiß, daß du ihn um keinen Preis auffinden kannst. Wenn Beispiele nicht zu langweilig wären, so könnte ich dir noch mehr solcher Geschichten, namentlich aber eines erzählen, wo ein berühmter B. er die Rolle des Betrügers, gegen einen ehrlichen D. er Bürger prächtig zu spielen wußte. Doch schon dieses Wenige wird genügen, dir begreiflich zu machen, daß es am besten ist, von bekannten und zahlungsfähigen Leuten einzukaufen, weil nur von diesen eine Garantie von wirklichem Werth ist. Bei unbekanntem oder nicht zahlungsfähigen Verkäufern, thut man sehr gut, wenn man entweder vom Kaufschilling so viel zurückbehält, als man für nothwendig findet, oder diesen bei einem bekannten Manne so lange hinterlegt, bis die Gewährung verstrichen ist.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über den Viehhandel, wollen wir, nur noch über einige betrügerische Handelskniffe sprechen, die wohl jeder Käufer kennen sollte. Diese Kniffe haben einige Aehnlichkeit mit Falschmünzerei, indem sie eine schlechte Waare scheinbar so herstellen, daß der Unerfahrene glauben kann, es sey eine gute. So wie es Falschmünzer gibt, die es in der Kunst so weit gebracht haben, daß nur noch ein tüchtiger Kenner ihre falsche Münze von der guten unterscheiden kann, eben so gibt es Künstler bei Thieren, die durch allerlei Mittel bewirken, daß selbige scheinbar besser und viel jünger aussehen, als sie wirklich sind. Ich sage dir nun lieber Leser, diese Kniffe, so weit ich sie kenne. Ich sage sie dir, damit du dich

vor Betrug hüten kannst, und hoffe, du werdest sie nicht dazu benutzen, um deinen Nebenmenschen selbst zu betrügen und werdest dabei an die göttliche Lehre nicht nur denken, sondern sie auch im Herzen tragen: „Was du nicht willst, daß dir von einem Anderen geschehe, das füge auch keinem Andern zu.“

Der wichtigste und für den Betrüger vortheilhafteste Kniff ist:

1) Das Jünger machen. (Malochen oder Ritschen.) Es geschieht besonders bei Pferden und Kühen. Ersteren werden in die Zähne künstliche Kunden oder Bohren eingegraben und mit Höllenstein schwarz geätzt. Diesen Betrug erkennt man besonders an der Form der Zähne, insbesondere an der Form ihrer Reibflächen. Die Reibflächen junger Zähne zeigen nämlich einen gewöhnlich um das doppelte stärkeren Breite - Durchmesser (siehe Figur 1 a b) als Dicke - Durchmesser (c d) dabei sind die Kunden regelmäßig und tief, während malochte Zähne einen oft gleichen Breite - und Dicke - Durchmesser und nie regelmäßige Kunden, sondern oft kaum schwarze Punkte haben, wie untenstehende Figur 2 zeigt.

Weiße oder graue Haare um die Augenbogen herum, die immer ein hohes Alter anzeigen, werden entweder mit Höllenstein oder mit Buchdrucker-schwarz oder auch mit einer künstlich bereiteten Farbe gefärbt. Am besten kann dieses Färben erkannt werden, wenn man mit feuchten oder nassen Fingern diese Stellen reibt. Es bleibt dann gewöhnlich etwas Farbe an den Fingern hängen.

Kühen werden die langen Hörner kürzer gesägt, wieder mit der Raspel zugespitzt und die vielen, ein hohes Alter anzeigenden Ringe gebnet. Mit nur einiger Achtsamkeit kann man diesen Betrug sehr leicht erkennen. Die Hörner junger Thiere sind an ihrer Wurzel am Dicken und haben von der Wurzel bis in die Spitze eine einfache mehr oder weniger starke Krümmung. Die Glatur der Hörner ist meistens glatt und glänzend, bei einigen Viehragen ist sie in der Jugend blätterig oder schuppig. Die Hörner alter Kühe, besonders solcher, die recht viele Ringe haben, sind an der Wurzel viel dünner als in der Mitte, und haben, soweit die Ringe sich befinden, eine beinahe ganz gerade (also keine getrümmte) Richtung. Mag an diesen Hörnern auch noch so sehr und noch so künstlich mit der Säge und Raspel, mit Felle und Politur gearbeitet worden seyn, man kann das Alter des Thieres dennoch an

Fig. 1.

Fig. 2.



der dünneren Hornwurzel, an einer viel geraderen Richtung der Hörner und daran erkennen, daß sie in der Regel im Verhältniß zur Größe und sonstigen Ausbildung des Thieres viel zu dünn sind, ganz besonders aber daran, daß ihnen die natürliche Glatur so wie das blättrige oder schuppige Ansehen überall mangelt.

2) Das Aeltermachen geschieht nur bei Pferden. Es werden ihnen mit drei Jahren die Füllenzähne (Mittelzähne) herausgerissen und vorgegeben, sie seyen herausgefallen und werden nun bald vierjährig Schieben oder Brechen. Vierjährigen Pferden pflegt man die Eckfüllenzähne auszuziehen, und vorzugeben, sie seyen fünfjährig. Seltener kommt es vor, daß zweijährigen die Füllenzangen (die beiden mittleren Schneidezähne) ausgezogen, und als dreijährig verkauft werden. Zudem, daß dieses Verfahren sehr barbarisch ist, und den Thieren viele unnötige Schmerzen verursacht, ist es auch ganz ohne Nutzen, weil diese Fälschung, an den hiedurch entstehenden Zahnlücken, gar leicht erkannt werden kann. Es glauben zwar einige Pferdehändler, es brechen die Pferde zähne viel früher hervor, wenn die Füllenzähne ausgerissen werden; allein vielseitige Erfahrung hat es gelehrt und bestätigt, daß der Zahnwachsel nicht besonders befördert werden kann und daß sich in dieser Beziehung die Natur nicht zwingen läßt.

3) Sinkende Thiere werden gewöhnlich nur ungerne vorgeführt, oder in ein solches Gevänge gestellt, daß sie nicht leicht vorgeführt werden können. Wenn man aber das Sinken sieht, so wird bei Pferden vorgegeben, sie seyen bloß vernagelt oder sonst schlecht beschlagen, und beim Rindvieh, sie haben sich während des Marsches übertreten. Manche Verkäufer stellen sich an, als seyen sie dieses Sinken gerade jetzt zum Erstenmale, während es vielleicht doch schon Wochen und Monate dauerie und einzige Ursache des Verkaufens ist. Beim Sinken ist es am besten, wenn man nicht vorzieht, vom Kaufe eines solchen Thieres ganz abzustehen, sich schriftlich oder durch Aufnahme in das Marktprotokoll, genügende Garantie geben zu lassen und wenigstens so viel vom Kaufschilling zurück zu behalten, als das Thier durch diesen Fehler weniger werth ist.

4) Schlappohren oder auch solche Ohren, die weit auseinander stehen, sucht man beim Kaufe durch das Kopfgeßell der Halfter oder des Zaumes zusammen zu halten und ebenso

5) Sattelbrüche, Kommeibrüche, veraltete Geschwüre und Balzgeschwülste u. u. durch Sattel und Kommt zu decken.

6) Sentrückigen oder wirklich satteltiefen Pferden wird eine Decke aufgelegt und ein Reiter daraufgesetzt.

Alle diese Kniffe können durch Abnahme des Geschirres am besten erkannt werden und wir rathen dem Leser des Hausfreundes bloß, er möge stets das alte Sprichwort: „Kaufe keine Rahe im Sack“ schön vor Augen oder im Gedächtniß behalten und besonders solche Thiere die angeschirrt, gefattelt oder mit Decken belegt u. s. w. auf dem Markte stehen oder zum Kaufe ausgeboten werden, vorerst einmal nackt und bloß begucken und genau nachsehen, ob das Geschirr nicht bloß deswegen aufgelegt worden ist, um einen Fehler zu bedecken.

7) Huffehler insbesondere, hohle Wände, Hornwülste, Hornrisse u. u. werden entweder durch ein zweckmäßiges Beschlag oder durch irgend eine Salbe verdeckt und auch noch häufig dadurch so viel möglich zu bedecken gesucht, daß man solche Pferde in der Regel nur auf einem weichen Boden z. B. auf Basen, Sand oder Lehm Boden, aber ja nicht auf harter frisch beschlagener oder gar gepflasterter Straße mußert.

Wenn ein solches Thier durch blödes oder hinken des Auftreten, oder durch öfteres Wecheln der Füße während dem Stehen, oder durch immerwährendes Borstellen eines und desselben Fußes Schmerz in einem oder in allen Hufen verräth, so ist es, wenn man nicht ganz vom Kaufe eines solch'n abstehen will, sehr rathsam, den Huf (oder die Hüfe) rein abzuwaschen und von aller Salbe, vom Baumwachs, Kitt u. u. zu befreien und wenn man hiedurch den Fehler nicht findet, noch das Eisen herunternehmen zu lassen. Diese Mühe sollte den Käufer, da wo er nur einige Ursache hat, an der Güte und Dauer des Fußes zu zweifeln, schon deshalb nie gereuen, weil unter den vielen Fußfehlern, von denen mehrere den Werth eines Pferdes außerordentlich verringern, nur der Straßtritt zu den gefährlichen Hauptmängel gezählt werden kann, was der listige und gewinnsüchtige Pferdehändler oft trefflich zu benutzen weiß.

8) Das Fälschen der Farbe geschieht bei Pferden nicht nur um hohes Alter anzeigende graue Haare zu entfärben, sondern es geschieht auch um beim paarweisen Verkaufe möglichste Gleichheit der Farbe und der Abzeichen hervorzubringen, u. um aus einem so ganz gleichfarbigen paar Pferden, einen möglichst hohen Preis zu erzielen. Dieses Färben verstehen einige so gut, daß man den Betrug oft erst nach dem Haren zu entdecken im Stande ist. Ein Beispiel, was vielleicht mancher Leser auch schon weiß und was mir auch bloß so erzählt worden ist, mag hier um so eher eine Stelle finden, als es den Beweis sprechend liefert, wie weit zu gehen, sich mancher Betrüger erlaubt.

Einem reichen Herrn waren seine Braunen etwas zu alt und nicht mehr rasch genug; er trug sie deshalb einem großen Pferdehändler zum Kaufe an, und sie wurden auch gar bald über den Preis einig. Bei dieser Gelegenheit wurde der Pferdehändler angesprochen ein paar Pferde zu besorgen, die in Figur und Güte u. s. w. den Braunen gleichen. Nach einigen Wochen brachte dieser ein paar Rappen und bot sie dem Herrn zum Kaufe an. Die Rappen glichen den verkauften Braunen in der Figur, wie ein Tropfen Wasser dem andern, sie schienen nur ein bißchen magerer zu seyn, was aber bei der im Herrnhalle üblichen Fütterung nichts zu sagen hatte. Die Rappen wurden gemustert, eingetaucht und probirt; sie gefielen immer mehr und der verlangte Preis wurde ausbezahlt. In kurzer Zeit bemerkte der Kutscher an diesen Rappen die nämlichen Eigenheiten die er an den Braunen kannte. Auch fiel ihm jetzt auf, daß jeder dieser Rappen nach dem Kaufe seinen Stand wußte. Er äußerte dieß seinem Herrn und in nicht sehr langer Zeit wußte dieser gewiß, daß er für das Färben seiner Braunen so etwa fünfzig Louisdors bezahlt habe, und konnte überdies das Verwandeln der theuren Rappen in seine wußteil verkauften

Brauner eben o wenig verwehren, als das öffentliche sportende Ausgelachtwerden von Bekannten, und das heimliche in die Faust Lachen von denen, die sich darüber freuten, daß der sonst kluge Herr nun auch einmal einen dummen Streich gemacht habe.

Gerade die Furcht vor allseitigem Ausgelachtwerden, kommt den beträgerischen Händlern oft trefflich zu nützen.

Es würde Mancher wegen an ihm verübten Betrug Klage zu erheben, sich veranlaßt sehen, wenn er sich nicht schämte einen dummen Streich gemacht zu haben und nicht fürchtete, daß der dumme Streich durch das Klagen bekannt und daß er deshalb recht ausgelacht würde. Das Gesetz vom 20. Juni 1806, von dem wir das Hauptstückliche oben mittheilen, spricht sich im Art. 13 a. deutlich aus, daß das Klagrecht an keine Zeit gebunden sey, „wenn ein hinsichtlich des eingeklagten Mangels beim Verkauf gespielter Betrug zu verfolgen wäre“, sondern die allgemeine Rechtsdauer geniesse. Wenn jeder thatsächlich nachgewiesene Betrug eingeklagt und bestraft würde, so könnte er beim Viehhandel nicht so ungeschert ausgeübt werden, wie es wirklich noch von manchen geschieht. Unter vielen mir bekannten Bandwesslagen ist aber nicht eine einzige wegen Betrug, sondern es sind alle wegen Hauptmängel angefaßt worden.

9. Das scheinbare Trächtigmachen der Kühe geschieht sehr häufig. Es werden nämlich nicht-trächtige Kühe, die schon lange Zeit nicht mehr jungemacht haben, nur sehr wenig Milch geben und zu mager sind, um sie an Schlächter verkaufen zu können, am frühen Morgen, vor man auf den Markt fährt, so lange mit Körnerfrüchten, nämlich mit trockenem Haber, mit Gerste, Senfen, Wicken oder mit Spelz gefüttert bis der Bauch so hart anzufühlen ist, als läge wirklich ein bald ausgetragenes Kalb darinnen. Diese Art Trächtigkeit kann von der ordentlichen mit wenig Sachkenntnis sehr leicht erkannt werden.

Eine wirklich trachtige Kuh fühlt sich gewöhnlich nur am untern Theile der rechten Bauchseite fest an und wenn die Tragezeit weit voran geschritten ist, kann man sehr oft die Bewegungen des Jungen unterscheiden und oft dessen Kopf ganz deutlich fühlen.

Eine durch Körnerfrüchte scheinbar trachtig gefütterte Kuh, ist auf der linken Seite fester und mehr ausgebeult als auf der rechten und es sind alle Bauchgehenden beim Befühlen fest, ohne daß man irgend eine innere Bewegung oder sonst etwas unterscheiden könnte. Wenn man überdies noch den Moment des Wiederkaufs abwartet und dann das Maul aufbricht, als wollte man nach dem Alter und den Zähnen sehen, so kann man sehr oft, das Futter was in der Frühe gefüttert worden ist, unterscheiden.

10) Kühe, die an einem oder an zwei Strichen keine Milch geben, werden in der Regel nur bei vorgerückter Trächtigkeit, so etwa in der Zeit verkauft, wenn sie drei bis vier Wochen nicht mehr gemolken worden und somit gänzlich verfliegen sind, weil in dieser Zeit viele Käufer nicht besonders nach den Strichen oder nach der Milch zu sehen pflegen.

Wer eine Kuh kaufen will, der sehe gleichviel ob sie verfliegen ist oder nicht, nach den Strichen und nach dem Guter. Verfliegengegangene, das heißt solche Strichen, die keine Milch mehr geben, sind kleiner oder verbartet und es fließt aus ihnen beim melkenden Anzie-

ben gar keine Flüssigkeit, während gute und gesunde Strichen, entweder Milch oder eine mehr oder wenig dicke gelbliche Flüssigkeit abgeben. Auch ist die Euterdrüse oberhalb eines nutzlosen Strichens in der Regel kleiner als oberhalb guter und gesunder Strichen. Es soll übrigens der Milchtrag der Kühe durch das Verlieren eines oder zweier Strichen nicht kleiner werden, als er zuvor war, allein sie verlieren dennoch an Berth und es wird dieser Fehler beim Kaufen noch angeschlagen. Auch verwenden einige Oekonomen solche Kühe, und zwar mit Recht nicht gerne zur Nachzucht.

11) Beim Verkaufen von Schweinen herrscht der so ziemlich unschuldige Handelsvorteil, sie an den Hinterfüßen in die Höhe zu halten, um sie scheinbar gestreckter und größer Aussehen zu machen. Wer Schweine zum Erziehen oder zum Masten kaufen will, der lasse sie durch Anfassen an den Ohren schreien. Ein Schwein was tüchtig und laut schreien kann, hat gesunde Lungen und verspricht ein gutes Gedehen, dagegen kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß ein Schwein, welches entweder gar nicht oder nur sehr heiser sozusagen schmerzhaft schreit, kranke Lungen hat und entweder bald daraufgeht oder gar nicht geht. Auch hüte man sich solche Schweine zu kaufen, die sehr langhaarig und serbig aussehen, fast größere Köpfe als Körper und dabei noch dicke wulstige Gelenke haben. Diese Art Schweine leiden an scrofulöser Gicht, sind viel älter als groß, und wenn man auch noch so viel Futter an sie hängt, gedeihen sie nicht. Ein Messerspißen voll fein gepulvertes rothes Antimonium täglich unter dem Futter gegeben, soll bei solchen Thieren schon gute Wirkung gebracht haben. Es muß aber dieses Antimon-Pulver unter Mehlfugeln gemacht werden, weil es sich in der gewöhnlich flüssigen Nahrung dieser Thiere zu Boden setzen würde, und dann darf es gesunden Schweinen, aus den nämlichen Gründen; die der Leser noch aus dem vorigen Kalender kennen wird, nicht gegeben werden, weil es eine kräftig arzeneiliche Wirkung hat, und alle Arten von Arzneien dem gesunden Körper eher schaden, als nützen.

12) Viele Verkäufer und insbesondere die Händler, können mit dem Vorzeigen und Mustern der Thiere, die sie zu verkaufen gedenken, so vorzüglich umgehen, daß sie immer hierbei viel mehr scheinen als sie wirklich sind. Auch haben die Händler oft eine Menge Helfer und Helfers-Helfer, die ihre Waare preisen oder wie man zu sagen pflegt, über den Schellenkönig loben, und andere die so thun müssen als wollen sie gerade das Thier, welches du für dich ansersehen hast, kaufen. Alle diese Sachen geschehen, um dich in Eifer zu bringen und können heutzutage in der Regel auch nur noch unerfabrene oder solche Käufer bethören, die mehr auf das hören, was ihnen vorgeschwätzt wird, als auf das Thier sehen, das sie kaufen wollen. Sehe insbesondere beim Einkauf von Pferden nicht so sehr darauf, wie sie dir der Händler oder dessen abgerichtete Leute vorreiten und vorführen, als darauf, wie sie bei langer Leine und ohne Peitsche im Schritte gehen, oder ohne Peitschenbedängstigung dastehen. Ein Pferd mit langem räumigem Schritt hat sicher gute und unverbrochene Glieder. Ein kurzer Schritt beweist sehr gebrauchte Glieder, es können aber solche Pferde meistens noch einen ziemlich guten Trab laufen und da der Händler dieses weiß, so will er ein solches Thier auch

nur im Trab vorzeigen. Beim ruhigen Stehenlassen sieht man am ehesten, ob keine Kopffrankheit vorhanden ist, oder ob ein Thier nicht koptt. Das Koppen kann man meistens auch an den Zähnen erkennen; es sind nämlich die Schneidezähne koppender Pferde oft sehr abgegriffen. Nur die sogenannten Windkopper haben keine abgegriffenen Zähne. Da das Koppen nicht zu den gesetzlichen Hauptmängeln gehört, so thut man gut, sich 8 Tage hiefür Garantie geben zu lassen. Eine längere Garantie kann deswegen nicht wohl gegeben werden, weil ein Pferd insofern es neben einem Koppen zu stehen kommt, diesen Fehler sich in oft sehr kurzer Zeit angewöhnt.

Bei gegenseitigem Tausch ist es immer sehr rathsam, die Thiere nach ihrem wahren Werth anzuschlagen und sowohl die Anschlagssumme, als das Aufgeld entweder protokolliren zu lassen, oder in einem geeigneten Vertrag, der von beiden Theilen unterzeichnet werden muß, festzusetzen. Unter der betrügerischen Klasse der Viehhändler gibt es einige, die hierin eine ganz besondere Fertigkeit haben, Unerfahrene oder Leichtgläubige zu überlisten. Ich will dir lieber Lesef durch ein paar selbst erlebte Beispiele begrifflich machen, wie dieß zugeht.

M. W. erhandelte von J. M. aus K. einen sechs-jährigen Braun, Walach, gegen ein vierjähriges und ein 15jähriges Pferd und einige Kronenthaler Aufgeld. J. M. gab zu Protokoll:

„Es verhandelt J. M. an M. W. einen 6jährigen Braun-Walach, gegen einen 4jährigen Braun, Walach und eine 15jährige Rappstute und ein Aufgeld von 16 fl. 12 kr. Es leisten beide Theile gesetzliche Bürgschaft. Der 4jährige Braun ist angeschlagen zu 60 fl. und die 15jährige Stute zu 20 fl.“

Unterzeichnet: J. M.

„ M. W.

M. W. hätte für seine beiden Pferde 154 fl. haben können, das Aufgeld zu 16 fl. 12 kr. dazu gerechnet, stand ihn somit das erhandelte Pferd auf 170 fl. 12 kr., während es im Protokoll nur zu 96 fl. 12 kr., somit um 74 fl. zu gering angeschlagen war.

In einigen Tagen zeigte es sich, daß das eingehandelte Pferd des M. W. ein Schlaffoller und fast gar nicht zu brauchen war. Er machte dem J. M. hievon Anzeige und verlangte seine Pferde und sein Aufgeld zurück. J. M. läugnete es gar nicht, daß das Pferd, welches er an M. W. verkauft habe, am Schlaffoller leide, aber der 4jährige Braun-Walach und die 15jährige Rappstute waren schon verkauft. Dafür wollte er aber recht gerne die im Protokoll enthaltene Anschlagssumme bezahlen, was aber M. W. nicht annehmen zu können glaubte, weil seine beiden Pferde fast das Doppelte werth waren. Er erhob sofort Klage gegen J. M., lieferte genügende Beweismittel, daß seine Pferde viel mehr werth waren, als der Protokollanschlag betragen re. re. — Allein alles dieses konnte nichts helfen, da das Protokoll vom verpflichteten Rathschreiber ausgefertigt und von beiden Theilen unterzeichnet war. M. W. mußte sich mit 93 fl. 12 kr. begnügen und bloß deswegen, weil die beiden verhandelten Pferde nicht nach ihrem wahren Werth angeschlagen waren, sah er sich um 74 fl. nebst nicht unbedeutenden Kosten geprellt.

G. S. von G. erhandelte von L. B. aus Sch. ein Pferd gegen eine alte Kuh. Es wurde kein Aufgeld bezahlt und von beiden Theilen kein Anschlag gemacht.

Der ganze Tausch schien ein sogenannter Rappentausch zu seyn. L. B. verkaufte die erhandelte Kuh noch am nämlichen Tage um 11 fl. Der geneigte Lesef wird glauben 11 fl. sey für eine Kuh sehr wenig, wenn ich ihm aber sage, daß sich diese Sache am 7. September des dürren und futtermarmen Jahres 1842 zugetragen hat, so sind ihm vielleicht auch Beispiele bekannt, wo alte Kühe um ähnlichen Preis verkauft worden sind. G. S. brachte das Pferd am 26. Septbr. einem verpflichteten Thierarzt zur Untersuchung und gab vor, es leide am Wehetag. Der Thierarzt wollte die Partheien zu einem Vergleich vermögen, allein es war alle Mühe umsonst. G. S. verlangte für seine Kuh 30 fl. und L. B. hatte doch nur 11 fl. aus ihr erlöst und er glaubte überdies nicht, daß das verkaufte Pferd an Wehetag leide. Der Thierarzt erhielt nun Auftrag, das Pferd zu beobachten, und er sah innerhalb 43 Tagen keinen Wehetag-Anfall. G. S. trat nun den Zeugenbeweis an und es wurden 9 Zeugen bedidigt und amtlich vernommen, wovon 7 wehetagliche Erscheinungen gesehen haben wollen und 2 Zeugen, nämlich der Birth und dessen Knecht, bei dem das Pferd während 43 Tagen zur Beobachtung stand, hatten keine Zeichen von Wehetag gesehen. Während der Untersuchung krepirte das Pferd an allgemeiner Entkräftung und es wurden zu seiner Deffnung drei Thierärzte berufen. Zwei hievon erkannten es nicht für wehetagig, aber der eine stellte das Gutachten aus, es habe das Pferd an Wehetag gelitten. Der Richter sah sich veranlaßt, unter Vorlage der Akten ein Obergutachten bei der k. würtemb. Thierarzngesellschaft in Stuttgart einzuholen, allwo das Pferd wieder wehetagig erkannt wurde. Das richterliche Urtheil sprach sich indessen doch, in Erwägung der unter den Sachverständigen herrschenden widersprechenden Ansichten dahin aus:

Jede Parthei habe ihre eigenen Kosten selbst und die gemeinschaftlichen Kosten gleichtheilig zu tragen.

Die Kuh war von Zeugen als höchstens 15 — 18 fl. werth erkannt. Nach welchem Maßstab oder ob sie erflegt werden mußte, weiß der Hasfreund zur Zeit noch nicht, aber das hat er erfahren, daß die Prozeßkosten wegen der freitigen, schlechten Schindmähre, weit über 100 fl. betrogen haben.

Es ist zwar dieser Fall im nachbarlichen Württemberg vorgekommen, aber ihn zur Warnung zu erzählen, schien hier um so eber an seinem Platze, als es bei uns eben so häufig vorkommt, daß die Thiere beim Tausch nicht angeschlagen werden, und als somit auch ähnliche Nachteile aus dieser Nachlässigkeit entstehen können (und schon oft entstanden sind), zumal wenn die Partheien eigenfönnig oder prozeßsüchtig sind.

Diese zwei Beispiele genügen hinreichend, um den Beweis zu liefern, daß es beim Tausch nicht nur rathsam, sondern fast nöthig ist, die Thiere gegenseitig nach ihrem wahren Werth anzuschlagen und den Anschlag entweder im Protokoll oder durch einen schriftlichen Vertrag festzusetzen. Wohl mancher geneigte Lesef wird sich ähnlicher Fälle erinnern und denken, man könne beim Kauf und Tausch von Thieren, namentlich, wenn man in verschmitzte Hände fällt, nicht vorsichtig genug seyn. Gerade deshalb hat sich der Hausfreund vorgenommen, dieses Jahr Alles, was er Verschmitztes vom Viehhändler erfahren hat, zur Warnung öffentlich bekannt zu machen, und weil wir jetzt gerade an dem Kapitel vom

Protokollstren und andern schriftlichen Verträgen sind, so will ich dir lieber Leser auch hierüber noch Einiges sagen.

Auf viele Urkunden schreibt der Verkäufer: „Für alle Fehler gut.“ Es ist dieß nun freilich nicht so gemeint, daß das verkaufte Thier alle Fehler habe, heißt aber wörtlich genommen nicht anders, und es will doch gewiß kein Käufer haben, das das erkaufte Thier mit all'n Fehlern behaftet seye. Auch ist die Auslegung dieser Worte in der Regel keine andere, als: es leihe der Verkäufer Garantie, daß das verkaufte Thier keinen Fehler habe. Wenn man aber nach einigen Tagen z. B. einen Spath, ein Ueberbein, einen kleinen Fleck im Auge, keine besondere Lust zum Fressen oder Schaffen zc. zc. bemerkt und dem Verkäufer deshalb das erkaufte Thier gegen Rückersatz des Kaufschillings wieder zurückgeben will, dann sagt er ganz trocken: „Lieber K. das ist kein Fehler, das ist nur ein Tadel, ich bin dir nur für die Fehler, nicht für Tadel gutgestanden, denn tadeln kann man Alles.“ — Hiemit läßt sich freilich mancher Käufer nicht abweisen, aber auch beim Klageführen und bei gutachtlichen Aeußerungen tüchtiger Thierärzte war die Frage: Was ist Fehler? was ist Tadel? immer der Zankapfel und es kann auch in Wirklichkeit zwischen Fehler und zwischen Tadel keine scharfe Grenzlinie gezogen werden.

Auch liest man in vielen Urkunden vom Verkäufer geschrieben; „Gut für Fressen und Schaffen.“ Ganz recht; aber wie viel Fressen? wie viel Schaffen? Ein Pferd das täglich nur 1/3tel Ration frisst und nur eine drittels Pferdelaß zieht, wird namentlich vom listigen Pferdehändler ohne ein annehmbares Neuegeld nicht mehr zurückgenommen, weil (wie er sicher äußert:) dies Pferd ja frisst und schafft.“

„Gut für ein Kalb“, soll heißen, daß die verkaufte Kuh trüchtig ist, ob sie aber seit 2 Tagen oder in der 30sten Woche trüchtig ist, kann dem Verkäufer bei dieser fast leeren Garantie ganz gleichgültig seyn.

„Vor den Augen bin ich gut“, sagte einst ein Jude zu einem Bauer, der ihm ein Pferd abzulaufen im Begriffe stand, aber an der Güte der Augen zweifelte. Durch diese Aeußerung wurden alle Zweifel beseitigt und der Handel unter obiger Bedingung geschlossen. Als aber der Bauer das wirklich blinde Pferd wieder zurückgeben wollte, erklärte ihm der Jude, daß er nicht dafür garantirt, daß das Pferd gute Augen habe; er habe ja bloß gesagt: „Vor den Augen bin ich gut“, und das bin ich heute noch, wenn ich mich wieder wie gestern vor die blinden Augen des von mir erkauften Pferdes stelle.

„Gut für Koppen“, „gut für alle Hauptfehler“ heißt: Es seye der Verkäufer gut dafür, daß das verkaufte Thier ein Koppen seye oder alle Hauptfehler habe, während diese Worte doch gerade das Gegentheil bedeuten sollen.

Um möglichst sichere Gewährung beim Viehhandel zu erzielen, folgen hier einige Formeln, nach denen sich Unerfahrene richten können.

I. Formel.

Job. Römer von hier, verkauft an Mich. Schmidt zu Liebentzell einen vierjährigen Rapp-Ballack mit Ringstern, um Einhundert achtzig Gulden. Verkäufer quittirt hiemit den baaren Empfang des Kaufschillings und verspricht außer der landesüblichen noch Garantie:

- 1) Für einer Pferdekraft entsprechendes Schaffen;
- 2) für einen gesunden und guten Appetit;
- 3) für Frömmigkeit im Stalle, im Geschirr und beim Beschlagen und
- 4) dafür, daß dies Pferd nicht „koppe“ und auch sonst mit keinem Fehler behaftet ist, der seinem Werth und seiner Brauchbarkeit erheblichen Eintrag bringen könnte.

Die 1 bis 4 bezeichnete Garantie erlischt in 8 Tagen von heute an. Auch haben wir uns dahin vereinigt, bei einer allenfallsig entstehenden Streitfrage das Gutachten des Thierarztes Ringer von hier einzuholen und uns demselben ohne Weiteres zu fügen.

Krähenhainstädten, den 13. März 1844.

T. Verkäufer: Joh. Römer.

T. Käufer: Mich. Schmidt.

II. Formel.

Johannes Mayer von Königsbach verkauft heute an Jg. Mühlthaler dahier ein paar dreijährige, 141/2 Faust hohe dunkelfuchs-Stuten, um Vierhundert Gulden und es sind Unterschriebene dahin übereingekommen:

1) Vom Kaufschilling wird die Hälfte zu Zweihundert Gulden baar, die andere Hälfte nach vollkommen umflossener Währungsfrist, nämlich in 2 Monaten von heute an bezahlt, insofern sich an keinem der Pferde ein dem Werth und der Brauchbarkeit erheblich schädender Mangel herausstellt.

2) Im Fall ein Mangel, ein Fehler oder Gebrechen innerhalb Monatsfrist oder die Mondblindheit innerhalb zwei Monaten an einem dieser Pferde entdeckt werden sollte, so sind die Lehrer der Großh. Thierarzneischule in Karlsruhe um eine gutachtliche Aeußerung zu bitten, ob der entdeckte Fehler zc. zc.

- a) erheblich d. h. dem Werth und Nutzen der Pferde schädlich;
- b) ob er oder eine sprechende Anlage hiezu vor dem Kauf vorhanden, oder durch Verschulden des Käufers entstanden;
- c) ob er heilbar sey oder nicht und
- d) wie viel die Pferde wegen dem entdeckten Fehler weniger werth sind?

3) Die gutachtliche Aeußerung der Lehrer an der Großh. Thierarzneischule gilt als unumstößlicher Bescheid, nach welchem sich beide Theile zu fügen und sofort der Verlierende die Kosten zu tragen hat.

4) Im Fall ein erheblicher unheilbarer und vor dem Kauf bestandener Fehler, Mangel zc. zc. durch die gutachtliche Aeußerung der Veterinärlehrer nachgewiesen wird, soll der Kauf unter voller Entschädigung des Käufers entweder aufgehoben, oder am Kaufschilling so viel in Abzug gebracht werden, als das Gutachten den Wenigerwerth der Pferde bestimmt. Dem Käufer steht allein die Wahl zu, in diesem Falle die Pferde entweder gegen Rückersatz des Kaufschillings und einer billigen Entschädigung der durch den Kauf erwachsenen Nachtheile zurückzugeben, oder den gutachtlich bestimmten Minderwerth in Abzug zu bringen.

Beingarten, den 1. Mai 1844.

T. Der Käufer: Jgnaz Mühlthaler.

T. Der Verkäufer: Jonas Mayer.

Vdt. Seitznach, Rathschreiber.

III. Formel.

Seligmann Levi von Bruchsal vertauscht heute an Simon Räuber von hier, einen 5jährigen Grauschimmel-Wallach, gegen eine 5jährige Rappfute und ein 1 1/2jähriges braunes Dengstfüllen, unter folgenden Bedingungen:

- 1) S. Levi erhält bis Martini d. J. Achtzig Gulden, ein halbes Malter Dinkel (Korn) und ein Malter Haber Aufgeld.
- 2) Für die Pferde leistet einer dem andern die gesetzliche und weitere Garantie für Tüchtigkeit und ausdauernde Brauchbarkeit im Zug, für gesunden Appetit, gute Verdaulichkeit und acht Tage von heute an für Nichtkoppen.
- 3) Für das 1 1/2jährige Füllen wird gar keine Garantie geleistet.
- 4) Der 5jährige Grauschimmel-Wallach ist angeschlagen zu Zweihundert Gulden; die 5jährige Rappfute dagegen zu Einhundert und das Füllen zu zwölf Gulden.
- 5) Eine allenfalls entstehende Wahrheitsstreitfrage soll unter Vorbehalt-Refurses an die Großh. Thierarzneytschule durch den verpflichteten Thierarzt Schmitt in Eßlingen entschieden werden und es haben sich beide Theile unbedingt hienach zu fügen.

Eßlingenweiher, am 5. August 1844.

Seligmann Levi.

Simon Räuber.

Vdt. Streicher, Rathschreiber.

IV. Formel.

Seligmann Bols von Malsch, vertauscht an den hiesigen Bürger Jakob Leisle einen 6jährigen Rothschimmel-Wallach, gegen ein paar hellrothe Ochsen, unter gegenseitiger gesetzlicher Gewährleistung und folgenden weiteren Bedingungen:

- 1) Seligmann Bols zahlt ein Aufgeld von 50 fl.
- 2) Für tüchtige Brauchbarkeit im Zuge, für gesunden Appetit und gute Verdaulichkeit wird gegenseitig garantiert.
- 3) Seligmann Bols gibt noch weitere Garantie dafür, daß das Pferd Stall- und Geschirrfremd seye und nicht korpe. Diese besondere Garantie erlöschet in acht Tagen.
- 4) Der Rothschimmel-Wallach ist angeschlagen zu 200 fl., die Ochsen zu 250 fl.
- 5) Eine allenfalls entstehende Wahrheitsstreitfrage soll, jedoch unter Vorbehalt-Refurses an drei weitere Thierärzte, wovon jede Partheie einen und das hiesige Bürgermeisteramt den dritten als Obmann zu wählen hat, durch den hiesigen verpflichteten Thierarzt Hördt entschieden werden, und es haben sich beide Theile unbedingt hienach zu fügen.

Rastatt, den 7. Februar 1844.

Seligmann Bols.

Jakob Leisle.

In diesen vier Beispielen sind die hauptsächlichsten Garantien die man beim Pferdekauf verlangen und geben kann, enthalten. Formel I und II enthalten die ausgedehnteste Garantie, alle andern sind enger durch die näher ausgesprochenen Bedingungen, und es gestalten sich diese bei jedem Kaufe nach der individuellen Beschaffenheit des Thieres und nach den beim Mustern dem Käufer erwachenden Zweifel: ob dieses oder jenes keinen Nachtheil bringen kann. In allen diesen Bei-

spielen ist kein Augenfehler angedeutet, es versteht sich aber von selbst, daß Ziffer 4 der ersten und Ziffer 1 der zweiten Formel, auch solche veraltete Fehler der Augen gewährt, die vom Laien nicht leicht erkannt werden können, nicht zu den gesetzlichen Hauptmängel gehören und doch dem Sehen Nachtheil bringen, oder gänzliche Blindheit verursachen, wie der schwarze oder grüne und der graue Star, Augenschwinden, Verwachsung der Pupille, Verwachsung eines oder zwei Traubensäckchens mit dem entgegengesetzten Rand der Pupille, wodurch diese doppelt oder dreifach und das Sehen so unendlich wird, daß die Pferde von der Seite dieses Auges gerne Scheu werden.

Auch wird der Leser in den Formeln bemerkt haben, daß zur Entscheidung von Wahrheitsfragen bloß Thierärzte empfohlen worden sind, und es hat dieses keine guten triftigen Gründe. Bei Erhebung einer Wahrheitsklage vor Gericht, entscheidet immer die gerichtl. thierärztliche Expertise, und wenn auch durch Advokaten-Gewandtheit ein fetter Wahrheits-Prozeß Jahre lang ausgedehnt wird, so ist und bleibt das thierärztliche Gutachten der erste und triftigste Entscheidungsgrund des Richters. Außer einem nicht unbedeutenden Kostenersparniß hat die Entscheidung durch ein aus einem oder drei Thierärzten bestehendes Schiedsgericht noch den weiteren Vortheil, einer gewöhnlich schnellen Entscheidung der Sache und es wird somit außer den Kosten auch viele Zeit und viele Mühe erspart.

Mit zwei weiteren Beispielen für den Handel mit Rindvieh und Schweine, wollen wir für diesesmal das Kapitel schließen.

V.

David Walter von hier, verkauft an Simon Raugenbach zu Pforzheim eine 5jährige rothbraune Kuh um Einhundert und zehen Gulden, unter gesetzlicher und der weiterenGewährung gegen jeden demThier erheblichen Nachtheil bringenden Mangel od. Fehler, wie z. B. Crofeln, Egel schnucken od. sonstige veraltete Desorganismen der Eingeweide und auch gegen Scheiden und Gebärmutterverfall, für eine gesunde Verdaulichkeit, für das Bringen eines Kalbes innerhalb 14 Tagen von heute an, für Stallfrömmigkeit und sogar noch dafür, daß diese Kuh neumeikend bei gutem Futter täglich 30 Schoppen Milch gibt und auch im Zuge gut zu gebrauchen ist.

Eine allenfalls entstehende Wahrheitsfrage soll durch Thierarzt Keller in Pforzheim vorbehaltlich Refurses an die Großh. Thierarzneytschule in Karlsruhe gutachtlich entschieden und hiegegen von keiner Seite weitere Einsprache gemacht werden.

Tiefenbronn, den 13. August 1844.

David Walter.

Simon Raugenbach.

VI.

Georg Bischoff von Dieltingen verkauft an Joseph Stalger dahier ein paar Käufer Schweine um 28 Gulden unter der gesetzlichen und der weiteren Garantie für gesunde maßungsfähige Waare.

Pforzheim, den 2. Januar 1844.

Georg Bischoff.

Joseph Stalger.

Anmerkung. Es versteht sich von selber, daß in sämtlichen Formeln ab- und zugegeben werden kann, je nachdem man es für nöthig erachtet.